Vetter Jacobs Launen.

Fünftes Bändchen.

Von

J. F. Jünger.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen, 1790.

Vetter Jacobs

Launen,

fünftes Bändchen.

Eine Geschichte von Hinten.

Das funfzigste Kapitel.

Ich starb am 19ten August 1789 des Abends um halb acht Uhr.

Ich hätte freylich noch viel länger leben können, denn ich war erst fünf und dreyßig Jahr alt, und nach des Psalmisten ausdrücklichen Worten ist dem Menschen sein Ziel auf siebzig Jahre gesezt. Warum ich also so außerordentlich bescheiden war, mich mit der Hälfte der mir bestimmten Portion zu begnügen?

Das geschah aus lauter Respekt gegen die Gelehrsamkeit meiner Aerzte, deren meine Frau, um ihrer Sachen recht gewiß zu seyn, viere kommen ließ. Zur Vorsorge nahm sie auch noch einen Chi-

rurgus dazu, den geschicktesten und fertigsten Aderlasser und Clystierer, den es seit Cains *) Zeiten gab.

Die Herren machten bey ihrem Eintritt in mein Zimmer so fürchterliche Criminalrichtergesichter, daß ich sogleich für meinen armen Leichnam zu zittern und zu beben anfing.

Ich hatte leider! nicht umsonst und um nichts gezittert!

„Es ist keine Hoffnung zur Genesung!“ sagte endlich der älteste von den Aerzten auf deutsch, nachdem sie, vermuthlich aus christlicher Liebe um mir nicht so gar sehr Angst zu machen, meinen Proceß auf lateinisch und griechisch abgehandelt hatten.

Was konnte ich also anders thun, als sterben? Vier Aerzte und einen Chirurgus Lügen strafen, wer wollte so unverschämt seyn?

Das

*) Dieser Cain war ein Sohn Adams. Er soll, nach Moses Bericht, der Vater und Erfinder der Wundarzneykunst gewesen seyn, und vorzüglich die Kunst verstanden haben, seine Patienten nicht lange zu quälen: eine Kunst, die sich seit seinen Zeiten freylich ein wenig selten gemacht hat.

Das neun und vierzigste Kapitel.

Im Fall mich aber auch die Lust angewandelt hätte, eine solche Unverschämtheit zu begehen, die Herren würden schon Mittel gewußt haben, mir den Kizzel zu vertreiben, denn umsonst schreibt doch nicht leicht ein Gelehrter das D. M. hinter seinen Nahmen.

In der That, ich muß es ihnen zum Ruhme nachsagen, daß sie keine Mühe und keinen Fleiß sparten, um die Ehre ihres Divinationsgeistes zu retten.

Es wurden mir innerhalb einer Zeit von weniger als sechs und dreyßig Stunden neun und zwanzig mal die Adern geöffnet, ein und vierzig Vesikatorien gesezt, zwey hundert und ein und funfzig Clystiere applicirt, und neunzehn Brechmittel eingegeben.

„Das halte der Henker aus!“ sagte ich, als ich merkte, daß es den Herren so sehr Ernst war, und zog mich durch einen Locus communis aus dem Handel, das heißt: Ich starb.

Das acht und vierzigste Kapitel.

Wenigstens hatte ich doch auf meinem Todesbette noch den Trost zu sehen, was meine Frau, die, einige kleine Schwachheiten und Unarten abgerechnet, ein recht liebes seelengutes Weib war, für zärtlichen Antheil an meinen Leiden nahm: Man hätte sehen sollen, wie sie erschrak, als ihr der Chirurgus auf ihr Befragen meldete, daß jede Aderlaß einen Gulden, und jedes Clystier und Vesicator einen halben Gulden kostete.

„O, mein Gott!“ rufte sie aus, „das über„lebe ich nicht!“

„Und ein Brechmittel?“ fragte sie einige Minuten nachher.

„Das wird nicht viel über vier Groschen zu stehn „kommen,“ antwortete ein Arzt.

Nun hätte man sehen sollen, wie sie allemal dagegen protestirte, so oft man mich mit einer Aderlaß, einem Clystier, oder einem Vesicator regaliren wollte. Besonders war sie außerordentlich gegen das viele Aderlassen, und schlug allemal statt dessen ein Brechmittel vor, denn das, meinte sie, verrichtete eben die Dienste.

„Sie

„Sie werden mir den armen Mann noch mit „dem vielen Aderlassen umbringen!“ schrie sie dann mit wehmüthiger Stimme: aber was half das? Die Herren ließen sich nicht aus ihrem Texte bringen, sie mochte klagen wie sie wollte. Es war wirklich recht rührend zu sehn und zu hören, wie meine traurige Lage der guten Frau ans Herz ging. Und wenn dann die Aderlaß vorbey, oder das Vesicator oder das Clystier gesezt war, und der Chirurgus an den Tisch hineilte, wo der Bogen Papier lag, auf welchem er sich, um in der Rechnung nicht irre zu werden, alles gewissenhaft und pünktlich aufzeichnete, was ich von seinen menschenfreundlichen Händen genossen hatte, so bekam das gute Weib ordentliche Convulsionen. Ich glaube, sie wär mir am Ende auch krank geworden, wenn ichs noch länger getrieben hätte.

Das sieben und vierzigste Kapitel.

Es war ohngefähr fünf oder sechs Stunden vor meinem Tode — die Aerzte waren weggegangen, und der Chirurgus war in der Küche um ein Clystier zu bereiten — als meine Frau mit einem vollgeschriebenen

Bogen und einer eingetunkten Feder zu mir ans Bette kam.

„Da, unterschreib das!“ sagte sie.

„Aber liebes Lieschen,“ sagte ich ganz matt, „ich werde kaum so viel Kräfte haben, die Feder „zu halten!“

„Es wird schon gehn!“ antwortete sie. „Ich „will dir die Hand führen.“

„Was ists denn, das ich unterschreiben soll?“ denn ich hatte nicht die Kraft zum Lesen.

„Ob du das jezt weißt, oder nicht! In den Um„ständen in denen du jezt bist, mußt du nach irdi„schen Dingen gar nicht mehr fragen. Sorge du „lieber für das Heil deiner unsterblichen Seele!“

War das nicht recht vernünftig und recht christlich von ihr? Sie war nicht nur für mein Wohl in diesem, sondern auch in jenem Leben besorgt!

Ich unterschrieb also, ohne zu wissen was? Sie brachte Licht, nahm mein Petschaft, das über dem Bette an meiner Uhr hing, versiegelte den Bogen, und legte ihn auf den Tisch.

Kurz

Kurz nachher traten die vier Aerzte und der Chirurgus mit noch einem sechsten Herrn herein, den ich nicht kannte, und den meine Frau auch Herr Doktor nannte.

„Noch ein Doktor!“ dachte ich bey mir selbst. „Ich dächte, ein ehrlicher Kerl könnte allenfalls an „vieren genug haben, und wärs ihm auch noch so „sehr Ernst zu sterben!“

Dießmal hatte ich mich geirrt. Es war ein Doktor der Rechte.

„Herr Doktor,“ fing meine Frau an, nachdem er ein wenig verschnoben hatte, denn er war ein ziemlich korpulenter Herr, „dieß Papier da ent„hält den lezten Willen meines lieben Mannes, von „ihm selbst eigenhändig unterschrieben und besiegelt. „Wir haben Sie herbitten lassen, um Ihnen den„selben als geschwornem Notarius in Gegenwart „dieser Herren so lange in Verwahrung zu geben, bis „sich der traurige Fall etwa ereignet, — welches „aber der gütige Gott in Gnaden noch lange Jahre „verhüten wolle! — daß wir Gebrauch davon ma„chen müssen.“

Meine Frau nahm bey diesen Worten das Schnupftuch vor die Augen. Ich konnte zwar nichts von ihrem Gesichte sehn, ich glaube aber gewiß, daß sie recht herzlich geweint hat.

Mit der Manier erfuhr ich doch, was ich eigentlich unterschrieben hatte. Vermuthlich hatte mein Vetter, der Cadet, das Testament aufgesezt, denn ich erinnere mich noch ganz gut, daß ich beym Unterschreiben an der Handschrift viel Aehnliches mit der seinigen erkannte, so schwach auch meine Augen schon waren. Wenn das war, so hatte ich mich des Inhalts gewiß nicht zu schämen, denn da hatte es ihm meine Frau in die Feder diktirt, und meine Frau war ein sehr kluges gescheutes Weib. Ueberdem hatte ich auch meiner Frau gleich in den ersten Tagen unsrer Verheirathung meinen ganzen Willen übergeben, denn mir war es viel bequemer, wenn sie für mich dachte und das Hauswesen besorgte, als wenn ich es selbst thun mußte; wenigstens habe ich mich durch die ganzen funfzehn Jahre unsers glücklichen und vergnügten Ehestandes recht wohl bey dieser Einrichtung befunden: es war also nichts billiger, als daß sie sich auch der Besorgung meines

lezten Willens unterzog. In der That, wenn ich mir das recht überlege, so muß ich diesen lezten Freundschaftsdienst dem guten Weibe noch in meinem Grabe Dank wissen.

„Sie bekennen sich zum Inhalte dieser Schrift?“ fragte mich der Doktor, nachdem er das Siegel sorgfältig untersucht und betrachtet hatte.

Ich hätte freylich den Inhalt selbst gern gewußt; aber meine Frau hatte mir verboten, mich um irdische Dinge zu bekümmern. Ich getraute mich also nicht darnach zu fragen, denn meine Frau hätte mir das, wie billig, übel nehmen können; denn nasenweiß wärs doch immer von mir gewesen, und wer scheidet gern mit Zank und Verdruß aus der Welt? Ich nickte also mit dem Kopfe.

„Sat, satis!“ sagte der Doktor, und sezte sich an den Schreibetisch. „Ich muß Ihnen ein Recepisse darüber ausstellen, Madame,“ — bey diesen Worten schrieb er schon: „Quod felix, faustumque sit!“ —

„Mein Mann heißt nicht Felix, lieber Herr Doktor, er heißt Valentin.“

„Ich

„Ich weiß es Madame, ich weiß es! Das ist „nur so eine Formel!“

„Ah, das ist etwas andres! Ich dachte nur, „es könnte etwa eine Irrung geben.“

„Seyn Sie unbesorgt Madame! Alles legal, „und richtig! Das Testament ist rechtskräftig: so „rechtskräftig, daß es selbst der große Carpzov nicht „anzufechten vermöchte. — Hier, Madame, liegt Ihr „Recepisse.“

Damit steckte er das Testament in die Tasche, machte die linke Hand krumm, und griff mit der rechten nach dem Huth. Meine Frau, die, wie ich schon gesagt habe, ein außerordentlich kluges Weib war, und sich auf krumme Hände verstand, steckte ihm ein Goldstück in die Hand, und damit schob er sich ganz gravitätisch zur Thür hinaus.

Das sechs und vierzigste Kapitel.

Es war freylich ein wenig übereilt von meiner Frau, mir den Krug mit dem eiskalten Wasser auf den Leib zu werfen; denn es war ein außerordentlich schwüler Tag, und ich war so gelaufen, so erhitzt, daß mein leichter Sommerrock ohnehin schon zum

Aus-

Ausringen naß war. Aber man überlegt nicht immer alles was man thut, zumal wenn man in der Hitze ist; und überdem muß ich auch zur Steuer der Wahrheit sagen, daß ichs ihr darnach gemacht hatte. Warum kam ich um ganze zwey Stunden eher nach Hause als ich sollte?

Ich will die Sache erzählen, wie sie war:

„Valentinchen!“ sagte meine Frau einmal des Mittags zu mir —

— vorher muß ich sagen, daß mich meine Frau immer Valentinchen nannte, wenn sie recht gut mit mir war, und sie war überhaupt immer gut mit mir, wenn sie etwas von mir haben wollte. —

„Valentinchen,“ sagte sie, „ich hätte wohl für „diesen Abend einen Appetit zu etwas!“

„Ey, ey! Und zu was denn, liebes Lieschen?“

„Ach! Es fällt mir eben ein, daß es zu weit„läuftig ist!“

„Zu weitläuftig? Nun wie du meinst, Lieschen. „Wie du meinst!“

„Ich möchte einmal Braunsdorfer Krebse essen. „Aber wer soll sie holen? Es ist gar zu weit hinaus!“

„Nach

„Nach Braunsdorf? Ja du hast Recht! Es ist „gar zu weit hinaus!“

„O freylich! Für dich faulen Esel ists zu weit, „wenn du über das Zimmer gehn sollst!

Der faule Esel stach gegen das Valentinchen so ab, daß ich für Schrecken den Bissen aus dem Munde verlor.

„Das ist wahr!“ fuhr meine Frau fort, indem sie die Gabel mitten auf den Tisch hinwarf. „Wenn „ein Mann seiner Frau einen Gefallen thun soll, so „ists, als wenn ein Bauer in den Thurm kriecht!“

„Sehr galant ist das freylich nicht von Ihnen, „lieber Herr Vetter,“ sagte der Cadet, der mit uns speiste.

„Nun, liebes Lieschen, ich will ja gern gehn, „wenn du es befiehlst!“ stammelte ich.

„Ich befehlen! Da hören Sie, Herr Vetter! „Sollte man nicht denken, wunder wie sehr ich ihn „tyrannisirte! Habe ich dir wohl je in deinem Leben „etwas befohlen? he! Sag's als ein rechtschaffner „Mann! Rede, wenn du Herz hast!“

„Nun,

„Nun, nun, nun! Ich hab's ja nicht so ge„meint! Werde nur nicht gleich böse!"

„Böse? he he he! Das fehlte mir noch, daß ich „über einen solchen Tölpel böse werden könnte!"

„Ich will ja gern gehn, und die Krebse holen!"

„Nun will ich keine!"

„Bitte, bitte! Laß mich immer gehn. Der „Weg wird mich nicht umbringen! Der Vetter geht „wohl mit?"

Der Vetter schüttelte den Kopf. —

„Der Vetter?" wiederholte meine Frau. „Ja, „der wird dir gleich aufwarten! Der Vetter hat an„dre Geschäfte, als Krebse zu holen!"

„Nun, wie du meinst, Lieschen! Ich kann ja „auch allein gehn!"

„So mache, daß du mit dem Essen fertig wirst!"

Ich tummelte mich so viel ich konnte.

„Aber du mußt so gütig seyn, und mir Geld „mitgeben, liebes Lieschen!" sagte ich, indem ich aufstand.

„Da

„Da hast du einen Gulden, und weils heute „warm ist, da sind vier Kreuzer, wenn dich etwa „dursten sollte."

„Ich will recht laufen, daß ich bald wieder da „bin!"

„Du brauchst dich eben nicht so zu übereilen. „Wenn du um acht Uhr wieder da bist, so ists auch „noch Zeit. Hörst du? Daß du dich nicht unter„stehst, dich vor acht Uhr blicken zu lassen!"

„Gut! Du bist doch nicht mehr böse?"

„Geh nur Valentinchen! Geh nur!"

Das fünf und vierzigste Kapitel.

Ich habe all mein Lebtage gehört, daß in der Ehe die meisten dummen Streiche daher kommen, wenn sich die Eheleute nicht recht verstehen. Mein Beyspiel kann für einen vollkommnen Beweis dieses Satzes gelten.

„Ich soll mich nicht unterstehn, vor acht Uhr „wieder zu kommen?" sagte ich, indem ich meinen Sommerrock anzog. „Das ist gewiß nur so ein „Scherz von ihr!"

Der liebe Himmel weiß, wie ich auf diesen unseligen Gedanken verfiel, denn meine Frau pflegte sonst nicht im geringsten zu scherzen, wenn sie mir etwas befahl. —

„Ich will sie erwischen!“ fuhr ich fort, „o ich will „sie schon erwischen! Ich will recht laufen! recht „sehr will ich laufen! Und dann wird sie sich wun„dern, daß ich so zeitig wieder zurück bin! Und da „wird sie eine Freude haben! Und dann werd' ich — „und dann wird sie — und dann — dann werden „die schönen Krebse auf die Bewegung recht schme„cken!“

Ich rieb die Hände vor Freuden, als ich mir das so fein ausgesonnen hatte, und machte mich auf den Weg. Man hätte mich sollen laufen sehn. Braunsdorf lag beynahe fünf Viertelstunden weit von der Stadt, und ich brauchte kaum zwey Stunden um hinaus zu kommen. Für mich war das erschrecklich geschwind gegangen, und um das recht zu begreifen, muß ich ein Wörtchen von meiner Figur sagen.

Das vier und vierzigste Kapitel.

Man muß also wissen, daß ich ein recht wohlbeleibter fetter Mann war. Und das war auch sehr natürlich. Meine Lebensart war die einfachste, die man sich nur denken kann. Vor halb eilf Uhr stand ich nie auf, frühstückte warm Bier mit Butterbrod, und gewöhnlich dauerte das bis Schlag zwölf Uhr, wo wir zu Tisch gingen. Da that ich denn immer eine sehr starke Mahlzeit, denn mein Lieschen hatte mich lieb, und ließ mir nichts abgehn. Freylich hatte sie dann und wann für sich und meinen Vetter den Cadet eine aparte Schüssel, wovon ich nichts bekam; aber das waren Speisen die meiner Gesundheit schädlich waren.

„Valentinchen,“ sagte sie dann immer, „davon „darfst du nichts essen, das macht dir zu vielen „Schleim, oder zu viele Säure,“ oder so etwas dergleichen; und weil ich sah, daß sie es so gut mit mir meinte, so aß ich denn auch nichts davon. Um ein Uhr hatte ich abgegessen, da schlich ich, um mir eine Bewegung zu machen, über einen langen, langen Gang hinter nach meinem Studierzimmer. — Das war das Zimmer, welches ich als ein Knabe

mit meinem Hofmeister bewohnt hatte, und deswegen nannten wir's immer noch das Studierzimmer. — Hier sezte ich mich auf einen Sorgenstuhl hinter den Ofen, und machte bis fünf Uhr mein Mittagsschläfchen. Wenn's Sommer war, so ließ ich mir den Sorgenstuhl heraus auf den Balkon in die Sonne sezzen. Wenn das vorbey war, so blieb ich ruhig bis acht Uhr sizzen, und zupfte Seide für meine Frau, oder wickelte Zwirn oder Garn, oder flickte auch wohl Strümpfe; denn das hatte mich meine verstorbene Mutter gelehrt, weil sie fand, daß ich für dergleichen Arbeiten erstaunlich viel Genie hatte, und wer weiß, wie weit ich's darin gebracht haben würde, wenn sie mir nicht so zeitig weggestorben wäre. Nach acht Uhr ging's zum Abendessen, wo ich denn wieder eine gute Portion zu mir nahm, damit mein Magen die Nacht hindurch nicht müßig seyn durfte, und nach neun Uhr lag ich wieder in meinem Bette.

Bey dieser einfachen und äußerst bequemen Lebensart war es doch wohl kein Wunder, daß ich volle drey Schuh im Durchmesser hatte?

Das drey und vierzigste Kapitel.

Nur des Sonntags litt meine Diät eine kleine Ausnahme. An Sonn- und Feyertagen ging mir's überhaupt sehr wohl, denn da war meine Frau besonders gut mit mir, weil ihr Beichtvater, der Caplan, mitspeiste. Dieser Caplan war ehemals mein Hofmeister gewesen, als mein Lieschen noch Köchin bey meiner seligen Mutter war, und er war es, der eigentlich unsre Heirath zu Stande gebracht hatte. Ueberhaupt kann ich sagen, daß dieser rechtschaffene Mann immer ein recht guter Freund von unserm Hause war, und deswegen hatte ihn auch meine Frau so gern.

Des Sonntags Mittags also bekam ich allemal eine Flasche Frankenwein für mich allein. Meine Frau und der Herr Caplan tranken Tokayer mit einander; aber mir gab sie keinen, denn sie meinte, er mache mir zu viele Wallungen, und das kann auch leicht möglich seyn. Wenn ich dann so nach fünf Uhr von meinem Mittagsschläfchen aufwachte, so schickte mir meine Frau eine große Kanne Milchkaffee, eine Semmel und eine Pfeife Tobak hinter auf mein Zimmer. Ich brauchte auch an solchen Tagen we-

der Seide zu zupfen, noch Zwirn zu wickeln, noch Strümpfe zu flicken. Zur Erholung spielte ich im Brete Langpuff ganz allein mit mir selbst, und ich hatte es in diesem Spiele durch die lange Uebung zu so einer Fertigkeit gebracht, daß ich mir fast alle Parthien selbst abgewann.

Vielleicht hätte der Herr Caplan dann und wann mit mir gespielt, aber das litt meine Frau nicht, denn er mußte mit ihr geistliche Uebungen halten. Ueberhaupt war meine Frau ein recht frommes Weib. Und diese Uebungen dauerten allemal von ein Uhr an bis Abends nach acht Uhr. Mich nahmen sie niemals dazu, denn meine Frau behauptete, ich störe sie in ihrer Andacht. Ich habe mich also auch nicht sonderlich dazu gedrängt, denn ich schäzte den Hausfrieden über alles, und that immer gern was meine Frau wollte.

Das zwey und vierzigste Kapitel.

So ein guter lieber Mann der Caplan auch war, so konnte ihn doch mein Vetter der Cadet durchaus nicht leiden. Dieser kam des Sonntags nie vor acht Uhr des Abends in unser Haus, weil er wußte,

daß der Caplan immer erst um diese Zeit wegging, und dann schnitt er meiner Frau die ganze Mahlzeit über Gesichter. Ueberhaupt war mein Vetter kein großer Liebhaber von geistlichen Uebungen, und daher mochte auch wohl sein Haß gegen den Caplan kommen.

Einmal gab's besonders einen erschrecklichen Lärmen in unserm Hause. Es läuft mir noch eiskalt über den Rücken, wenn ich nur daran denke, und weil mirs gerade einfällt, so will ich's doch erzählen.

Ich weiß nicht, hatte sich der Caplan einmal bey meiner Frau verspätigt, oder ging die Uhr meines Vetters des Cadetten zu früh: genug dieser kam, als der Caplan noch da war, und weil er nicht zu meiner Frau hinein gehn wollte, so hielt er sich indessen im Nebenzimmer auf.

Mit einemmale gehts in meiner Frauen Zimmer Pauz! Klir! Klir! Der Cadet springt hin, und reißt die Thür auf. Nun muß man wissen, meine Frau hatte in ihrem Zimmer ein kleines seidnes Ruhebette, zu dessen Füßen stand ein nußbäumnes Tischchen, auf welchem ein wächsernes Frauenbild in einem Glasschränkchen und einige Porzelainfiguren

ren standen. Weiß der Himmel wie es zugegangen war, kurz, der Caplan hatte das Tischchen in seinem heiligen Eifer umgestoßen, und alles was darauf gestanden hatte, war in tausend Stücken.

Zum Unglück hatte sichs der Caplan commode gemacht: sein Ornat lag auf einem Stuhle nahe an der Thür. Mein Cadet springt zu, nimmt das ganze Bündel, und fort damit über alle Berge. Ich saß indessen in meinem Zimmer in guter Ruhe. Auf einmal kömmt der Caplan in der größten Verlegenheit von der Welt zu mir herein, erzählt mir den dummen Spaß, den ihm mein Vetter gespielt hatte, und bittet mich um meinen Mantel zum Nachhausegehn.

Ich kann wohl sagen, daß ich mich über meinen Vetter recht sehr ärgerte. Die Figuren und das Wachsbild gehörten ja meiner Frau! Sie würde es schon mit dem Caplan ausgemacht haben, wenn's ihr nicht recht gewesen wär, daß er das Tischchen umgeworfen hatte. Und wenn sie es leiden wollte, daß der Caplan in ihrem Zimmer seinen Rock auszog, so ging das ja meinem Vetter nichts an.

Das ein und vierzigste Kapitel.

Das war noch nicht alles. Mein Vetter trieb den Vorwiz noch weiter: Er packte des Caplans Ornat in ein Küstchen und schickte es an den Dechant. Obenauf lag ein Zettel, auf welchem die Stelle aus dem 1 Buch Mos. Kap. 37. v. 32. stand:

„Diesen haben wir funden. Siehe zu, ob es „deines Sohnes Rock sey?“

Man kann denken, was der Dechant für Augen machte. Er schickte nach meiner Frau, und er muß ihr dieser Kinderey wegen hart zugesezt haben, denn das arme Weib war ganz außer sich, als sie wieder zurück kam.

Wie die Sache weiter gegangen ist, das weiß ich nicht. Nur das einzige weiß ich, daß der Caplan am nächsten Sonntage ausblieb, und daß ich weder Wein, noch Milchkaffee, noch Tobakspfeife bekam. Alles das hatte ich meinem albernen Vetter, dem Cadetten zu verdanken. Ich bath auch meine Frau, sie möchte ihm das Haus verbiethen; aber das konnte sie nicht über ihr gutes Herz bringen. Drey Tage lang schmollte sie doch mit ihm, aber am vier-

ten

ten waren sie schon wieder Ein Herz und Ein Sinn. Weiß der Himmel, durch was für geheime Mittel sich der Mensch wieder bey ihr einzuschmeicheln wußte! Vierzehn Tage nachher fing sie mit dem Caplan ihre geistlichen Uebungen wieder an, sezte aber zur Vorsorge das Tischchen an einen andern Plaz.

Ich war recht froh, daß alles wieder in Ruhe und Friede war, denn nun bekam ich doch meinen Wein, meinen Milchkaffee, meine Semmel und meine Pfeife Tobak ordentlich wieder.

Das vierzigste Kapitel.

Aber wieder auf meine Krebsexpedition zu kommen: Ich lief also so geschwind als möglich, so daß ich schon um halb vier Uhr in Braunsdorf war. Hier kaufte ich sogleich die Krebse, nahm mir nicht einmal Zeit, die vier Kreuzer zu verzehren, die mir meine Frau zum Vertrinken mitgegeben hatte, und machte mich in aller Eil wieder auf den Rückweg.

Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so war es nicht allein meine allzu große Eilfertigkeit, die mich bewog, meine vier Kreuzer nicht zu vertrinken, sondern es war eine ökonomische Rücksicht. Ich

schnupfte für mein Leben gern Tobak, und das wollte meine Frau nicht haben; deswegen gab sie mir auch nie Geld dazu, denn sie behauptete, sie könnte keinen andern Tobak leiden, als den, den sie selbst schnupfte. Wo ich mir also einen Kreuzer ersparen konnte, so that ich's, um mir in geheim Tobak kaufen zu können; und das ist der einzige Ungehorsam, den ich mir gegen mein Lieschen vorzuwerfen habe.

Es mochte ohngefähr um sechs Uhr seyn, als ich wieder in meinem Hause anlangte. Bestäubt und durchschwizt wie ich war trat ich auf einmal mit meinen Krebsen in das Zimmer meiner Frau, weil ich sicher glaubte, es müßte eine recht angenehme Ueberraschung für sie seyn, mich so bald wieder zu sehn.

Lieber Gott! Hätte ich doch meinen Vorwiz bleiben lassen!

Meine Frau lag bis aufs Hemd entkleidet auf dem Ruhebette, und der Cadet — ja, ehe ich noch sehen konnte was der machte, so flog mir ein großer Krug mit eiskaltem Wasser, den meine Frau gewöhnlich neben sich stehen hatte auf den Leib.

„Hab'

„Hab' ich dir nicht befohlen, erst um acht Uhr „nach Hause zu kommen?“ schrie sie.

Jezt sah ich erst ein, was ich für einen dummen Streich gemacht hatte, oder vielmehr, ich sah gar nichts ein; denn der Schreck und die schnelle Erkältung wirkten so heftig auf meinen zärtlichen Körper, daß ich sinnlos zu Boden fiel, und als ich wieder zu mir kam, fand ich mich im Bette.

Das war eigentlich der Anlaß zu meiner Todeskrankheit.

Wem hatte ich nun die Schuld davon zuzuschreiben? Einzig und allein meinem Ungehorsam! Warum hatte ich meinem Lieschen nicht gefolgt, und war bis acht Uhr ausgeblieben? Es war mir schon recht!

Im Grunde glaube ich, sie hätte mir den Ungehorsam allenfalls verziehen, aber es war etwas andres das sie so aufbrachte.

Man muß wissen, daß mein Lieschen außerordentlich schamhaft war. Während unsers ganzen funfzehnjährigen Ehestandes hat sie sich nicht ein einzigesmal im bloßen Hemde vor mir sehen lassen; und

und jezt war ich unbescheiden genug, sie beynahe mutternackend zu überraschen! Nein, wahrhaftig, sie hatte Recht, auf mich böse zu seyn!

Das neun und dreyßigste Kapitel.

Es kann auch seyn, daß die entsezliche Kolik, die ich mir ohngefähr drey Monat vorher zugezogen hatte, den Grund zu meiner lezten Krankheit gelegt hatte; denn, aufrichtig gesagt, fühlte ich mich seit dieser Kolik nie so ganz gesund. Das war aber auch eine Kolik! Das kann man sich denken, wenn ein weichlicher zarter Mann wie ich, der an Wärme und seine Bequemlichkeit gewöhnt ist, eine ganze lange naßkalte Aprillnacht im Garten unter freyem Himmel zubringt! Hu! Es friert mich noch im Grabe, wenn ich daran denke!

Und den Schreck, den ich vorher hatte! Sizz' ich da in meinem Lehnstuhle, und war fest eingeschlafen. Auf einmal springt mein Vetter der Cadet auf mich zu, packt mich vorn bey der Nachtweste, schleudert mich nach meinem Bette hin, schreyt: „Wenn Sie ein Wort sagen, so sind Sie des To„des!" und springt hopps! zum Fenster hinaus in den Garten.

Das acht und dreyßigste Kapitel.

Ich reiße die Augen auf, sehe, daß das Dienstmädchen von meiner Frau eben aus meinem Bette aufsteht und ein erschreckliches Geschrey erhebt, und indem ich sie fragen will, was sie da macht, und warum sie so schreyt? so regnet es Ohrfeigen auf mich — aber was für Ohrfeigen! Das ist wahr, wenn mein Lieschen einmal Ohrfeigen austheilte, so gab sie sie, daß man damit zufrieden seyn konnte. Sie machte überhaupt alles recht und gut was sie machte, das muß ihr der Neid nachsagen. Und die Ehrentitel die sie mir gab! Das war ein gottloser, ehrvergessener Mann, ein Ehebrecher über den andern!

„Liebes Lieschen!“ sagte ich, „ich weiß wahrhaftig nicht, wie das Mädchen in mein Bett gekommen ist!“

Meine Frau hätte mir gewiß geglaubt, wenn das Wettermädchen nicht gewesen wär. Aber man denke sich die Bosheit der Hexe! Sie fiel auf die Knie nieder.

„Glauben Sie ihm nicht Madam!“ schrie sie. „Mit Gewalt in's Zimmer gezogen und auf's Bett

„gewor-

„geworfen hat er mich, und wer weiß, was er alles „mit mir vorgenommen hätte, wenn Sie nicht zum „Glück dazu gekommen wären!“

Man kann sich denken, daß meine Frau darüber noch mehr erbittert wurde. Sie riß die Thür auf, die in den Garten hinaus ging, schleuderte mich hin, daß ich der Länge nach auf den Boden fiel, denn meine Füße waren überhaupt für meinen schweren dicken Körper zu schwach, kollerte mich die acht steinernen Stufen hinunter in den Garten, und verriegelte die Thüre von innen.

Das sieben und dreyßigste Kapitel.

Ich lag eine Weile da, und besann mich, ob ich das übel nehmen sollte oder nicht? Und ich würde es auch ganz gewiß recht sehr übel genommen haben, wenn mir nicht noch zu rechter Zeit eingefallen wär, daß meine Frau mich bloß aus Liebe zur Thür hinaus geworfen hatte. Sonnenklare Eifersucht war's; und wie könnte man denn auf jemanden eifersüchtig seyn, den man nicht liebt?

Ich stand auf, klinkte an der Thür — fest zu! Ich schlich nach der Gartenthür, die nach dem Hof

führte,

führte; aber ehe ich noch hinkommen konnte, kam die Hausmagd und legte ein ungeheures Vorlegeschloß vor.

Was war zu thun? Ich mußte meine arme Seele in Geduld fassen. Geduld war überhaupt meine Lieblingstugend, zu der ich in verdrüßlichen Vorfällen immer meine Zuflucht nahm. Mich konnte nichts leicht aus meiner Fassung bringen. Wenn das möglich gewesen wär, so müßte es gewiß diesmal geschehen seyn, als mir mein Vetter der Cadet aus dem Fenster meiner Frau mit höhnischem Lächeln eine gute Nacht aus dem Fenster zurufte. Ich merkte wohl, er hatte es darauf angelegt, daß ich recht böse darüber werden sollte. Aber ich that dem Schadenfroh den Gefallen nicht.

Das sechs und dreyßigste Kapitel.

Ich kann es allenfalls wohl errathen, wie das Mädchen in mein Bette gekommen war.

Mein Vetter der Cadet hatte schon lange ein Auge auf sie gehabt; und das verdenke ich ihm auch nicht, denn das Mädchen war wirklich hübsch, und wenn mirs nicht zu umständlich gewesen wär, ich

glaube, ich würde selbst Lust bekommen haben, mein Heil bey ihr zu versuchen. Das Mädchen war meinem Vetter auch nicht abgeneigt, nur wußten die beyden Leutchen nicht, wie sie zusammen kommen sollten; denn meine Frau, die ein frommes tugendhaftes Weib war, und auf Zucht und Ordnung im Hause hielt, ließ sie keinen Augenblick aus dem Gesichte. Gerade den Tag hatten sie sich also die gute Gelegenheit zu Nuzze gemacht, da eine gute Freundin bey meiner Frau war, die so bald nicht wegging, wenn sie einmal ins Plaudern kam; und da sie keinen schicklichern Ort wußten, so hatten sie mein Zimmer gewählt. Daß ich so bald nicht aufwachte, wenn ich einmal schlief, das wußten sie wohl; und wenn ich auch aufgewacht wär, ich hätte sie gewiß nicht gestört, denn meine Ruhe ging mir über alles. Nun weiß der Himmel, wie es kam, daß die gute Freundin diesesmal zeitiger wegging, als gewöhnlich. Meine Frau vermißte das Mädchen. Sie hatten sie rufen und kommen gehört, und da schob der gottlose Vetter mich vor's Loch.

O mein Vetter der Cadet war ein recht durchtriebner Vokativus!

Das

Das fünf und dreyßigste Kapitel.

Das allerverdrüßlichste für mich war: daß ich im ganzen Garten keine Lagerstatt finden konnte, wo sichs bequem ruhte. Ein einziges Rasenpläzchen gab's; aber du lieber Gott! das Bißchen Graß war bald zusammengelegen, denn es war noch viel zu früh im Jahre.

Bis so gegen zwey Uhr früh wälzte ich mich von einer Seite zur andern. Endlich konnte ich's vor Rückenschmerzen und Bauchgrimmen nicht mehr aushalten. Ich spekulirte und meditirte, wo ich mein armes Cadaver hinthun sollte, und zum Glück fiel mir das Mistbeet ein. Wer war froher als ich! Ich raffte mich zusammen, schlich hin, hob die Breter und die Glasfenster auf, und schob mich hinein. Da lag sichs doch hübsch warm und weich.

Daß mir auch das Mistbeet nicht eher eingefallen war!

Das vier und dreyßigste Kapitel.

Ich schlief in einem Stück weg bis gegen Mittag, und so sanft und gut, als ich jemals geschlafen habe;

aber mein Erwachen war nicht so sanft als mein Schlaf. Ich fühlte daß mich etwas bey den Haaren zog, bey den Füßen packte, und plumps! lag ich auf dem harten Sandgange. Ich riß die Augen auf; es war meine Frau und mein Vetter der Cadet, die mich so heraus gehoben hatten.

„Du wärst mir eine saubere Gurke!“ schrie meine Frau und weinte vor Zorn.

Jezt merkte ich erst, daß ich einen entsezlich dummen Streich gemacht hatte!

Mein Vetter der Cadet aß für sein Leben gern Gurken. Meine Frau, die das beste Herz von der Welt hatte, und meinem Vetter gar außerordentlich gern einen Gefallen that, weil er ihr auch gern einen that, hatte also Gurken gesteckt, und war eben mit ihm herunter in den Garten gekommen, um zu sehen, ob sie bald blühten.

Eine saubere Pastete, die sie da fand! Ich hatte ihr mit meinem dicken schweren Körper die ganzen schönen Gurken zusammengedrückt. Da mußte sie ja wohl böse werden. Wenn einem eine Sache so verdorben wird, mit der man sich so viel Mühe gegeben hat, das ist verdrüßlich.

Da.

Dafür bekam ich aber auch ganzer drey Tage keinen andern Bissen zu essen, als eine Wassersuppe und ein Stück trocken Brod.

Das war mir schon recht, denn ich machte auch lauter dumme Streiche!

Das drey und dreyßigste Kapitel.

Ich stand lange bey mir an, ob ich meiner Frau wegen der Geschichte mit dem Mädchen die Augen öffnen sollte oder nicht. Aber alles wohl überlegt, was hätte mir das geholfen? Eigentlich war sie doch nicht sowohl wegen des Mädchens auf mich aufgebracht, als wegen der Gurken die ich ihr verdorben hatte. Ueberdem muß ich auch gestehen, daß ich mich auch vor meinem Vetter dem Cadetten fürchtete. Sein „wenn Sie ein Wort sagen, so sind Sie des Todes!“ scholl mir immer noch in den Ohren. Mein Vetter war ein Teufelskerl, wenn er's mit einem Menschen meines Gleichen zu thun hatte. Wie leicht hätte er mir armen Manne den Hals brechen können? Man muß wissen, er war schon seit acht und zwanzig Jahren Soldat, und verstand sich also auf's Halsbrechen viel besser

als ich. Meine Frau meinte, es sey nichts als der Haß seines Obersten Schuld, daß er in dieser langen Zeit noch nichts anders geworden sey, als Cadet; denn er sey der bravste Soldat im ganzen Regimente. Ob das wahr ist, das weiß ich nicht. So viel weiß ich, daß es sein Oberster einmal mit ihm probirte, und ihn zum Officier machte, und daß alle Leute sagten, der Oberste müsse es aus Versehn gethan haben. Wie sich da meine arme Frau ärgerte! Wer soll sich aber auch über so etwas nicht ärgern? Das Gerede wurde von Tage zu Tage ärger. Endlich mochte es meinem Vetter selbst zu toll werden: er machte also dem Dinge sechs Wochen nachher ein Ende, und machte sich durch ein Versehen, selbst von freyen Stücken, wieder zum Cadet, und seitdem ist er's auch geblieben. Ich glaube er that recht daran, denn er sagte es oft und vielmal, daß ihm ganz und gar nichts daran låg, Officier zu seyn; und wenn der Mensch zu etwas keine Lust hat, so thut er recht wohl, wenn er sich nicht dazu zwingt.

Ueberdem hatte ich auch von der lezten dummen Geschichte mit dem Ruhebette her noch zu viel Werg am Rocken, als daß ich es wagen durfte, mich sehr

mausig

mausig zu machen. Ich denke, es wird nicht übel seyn, wenn ich etwas von dieser Geschichte sage.

Das zwey und dreyßigste Kapitel.

Meine Frau hatte, wie ich glaub' ich schon gesagt habe, in ihrem Zimmer ein wunderschönes grünseidenes Ruhebette stehen, auf welches sich aber, außer ihr, niemand legen durfte, als mein Vetter der Cadet, und der Herr Caplan, wenn er des Sonntags zu uns kam. Ich durfte mich gar nicht unterstehn, mich diesem Ruhebette zu nahen, weil meine Frau behauptete, ich könnte es ihr schmuzig machen; und ich muß zur Steuer der Wahrheit sagen, daß diese Behauptung nicht ganz ohne Grund zu seyn schien, denn ich war von Natur ein wenig wasserscheu. So wie ich ein Becken mit kaltem Wasser sah, so lief mir gleich ein eiskalter Schauer über den ganzen Leib, und so wie jemand vom Hemdwechseln in meiner Gegenwart nur sprach, so bekam ich augenblicklich Anfälle vom kalten Fieber.

Gleichwohl hätte ich für mein Leben gern einmal mein Mittagsschläfchen auf diesem Ruhebette gemacht! Ah wie gern! Ich war ordentlich darein

verliebt. Es war aber auch so weich! Ich schlich mich manchmal, wenn niemand auf mich Achtung gab, daran vorbey, und tüpfte verstohlen nur mit einer Fingerspizze auf ein Polster — ich kann die Empfindung unmöglich beschreiben, die mir das machte: es lief mir brühheis durch den Arm durch bis zum Herzen.

Das ein und dreyßigste Kapitel.

Mein Lieschen fuhr einmal über Land, und sagte, sie würde nicht eher zurück kommen, als am folgenden Tage. Ich weiß nicht recht, was sie zu dieser Reise bewog, aber ich glaube, sie muß wichtige Geschäfte gehabt haben, denn der Herr Caplan fuhr mit ihr.

Sie hatte den Mägden befohlen, während ihrer Abwesenheit ihr Zimmer zu säubern, und mir unter keinem Vorwande den Schlüssel anzuvertrauen, weil sie ihres Ruhebettes wegen in großen Sorgen war.

Sie fuhr früh um vier Uhr aus, und so wie sie weg war, ging das Lärmen im Hause an. Das war ein Kehren, und ein Klopfen, und ein Waschen,

schen, als wenn der leidige Satan los wär. Ich konnte kein Auge zuthun, so weit auch die Zimmer meiner Frau von meinem Schlafzimmer entfernt waren. Endlich so gegen eilf Uhr wurde es ruhiger, und ich dankte meinem Gott, daß ich noch ein wenig schlafen konnte.

Das dreyßigste Kapitel.

Es mochte sechs Uhr vorbey seyn, als ich aufwachte. Alles war still und todt um mich her. Ich lauschte eine Weile — keine Seele rührte sich im ganzen Hause. Ich trennte mich endlich mit saurer Mühe von meinem Bette, und schlich aus meinem Zimmer heraus, hungrig und durstig wie ein Wolf. Nirgends fand ich einen sterblichen Menschen. Das ganze Haus war wie ausgestorben. Alles war verschlossen und versperrt. Das Gesinde wußte wohl, daß meine Frau nicht eher zurück kommen wollte, als den folgenden Tag, und das hatten sie sich zu Nuzze gemacht. Um mich bekümmerten sich die bösen Menschen gar nicht. Hätt' ich doch verhungern und verdursten mögen, was hätten sie darnach gefragt? Vor mir hatten sie überhaupt ganz und gar

keinen Respekt, und da ich nicht gern zankte, so sezte ich sie auch weiter nicht zur Rede darüber.

Ich sezte mich auf die Treppe; ich wartete eine Stunde, ich wartete zwey Stunden: kein Mensch kam zum Vorschein. Mein Magen knurrte und bellte, daß es ein Jammer und ein Elend war.

Die Noth macht erfinderisch. Ich fing an zu spioniren, und siehe da! hinter dem eisernen Gegitter eines Treppenfensters fand ich glücklicher Weise den Schlüssel zur Thür des Vorhauses, das zur Küche und zu den Zimmern meiner Frau führte. Ich schloß geschwind auf, legte den Schlüssel wieder an seinen Plaz, ging in das Vorhaus, und machte die Thür hinter mir zu. Dadurch war ich aber noch nichts gebessert, denn alle Thüren waren fest verschlossen. Ich konnte weder in die Küche, noch in die Zimmer. Ich kehrte also wieder um; aber o Jammer! ich war eingesperrt! Das Schloß war abgeschnappt, und ich konnte von inwendig nicht aufmachen.

Jezt war ich noch viel schlimmer daran als vorher. Jezt konnte ich nicht einmal nach meinem Zimmer zurück, wo ich doch so gern gewesen wär;

denn

denn da hätte ich mich doch wenigstens wieder in mein Bett legen, und meinen Hunger und Kummer verschlafen können.

Das neun und zwanzigste Kapitel.

Ich wiederhole es: die Noth macht erfinderisch.

Ich strengte mein ganzes Bißchen Verstand an, um ein Mittel auszugrübeln, wie ich mir aus dem verdrüßlichen Handel heraushelfen könnte; und siehe da, es gelang mir über Erwartung.

Es fiel mir ein Camin in die Augen, dessen Thür nur angelehnt war.

„Hui," dachte ich, „wenn da etwa der Küchen„schlüssel darin läg!"

In meinem Leben hatte ich keinen so gescheuten Einfall gehabt: er lag wirklich darin. Wer war froher als ich! Aber es war mir noch eine weit größere Freude aufbehalten: eine Freude, die mich der Ohnmacht nahe brachte.

Der große Küchenschrank stand offen, und man denke, wie mir zu Muthe wurde, als ich eine große Schüssel erblickte, in welcher ohngefähr drey Viertel

von einer kalten Pastete lagen. Eine Bouteille Rheinwein stand auch dabey. Welcher Anblick für einen abgehungerten Menschen!

Ich ahndete freylich, daß diese Leckerbissen nicht für mich hingestellt wären, aber bey einem hungrigen Magen raisonirt sichs nicht gut; auch war das Raisoniren überhaupt nicht meine Sache. Ich fiel also ohne Umstände darüber her, und war so fleißig, daß Schüssel und Flasche innerhalb zehn bis zwölf Minuten so gut als leer waren.

Das acht und zwanzigste Kapitel.

Wenn man gegessen und getrunken hat, so will man auch seine Ruhe haben. Aber wo sollte ich die finden? Die harten Küchenbänke und das noch viel härtere steinerne Pflaster des Vorsaals waren für meinen weichlichen Körper eben keine einladende Lagerstätte.

Ich kann wohl sagen, daß dieser Tag für mich ordentlich ein Tag des Glücks war.

Indem ich so stehe und sinne was ich anstellen soll, fällt mir ein französischer Schlüssel ins Gesicht,

der ganz frey und öffentlich da an der Wand hing. Ich gehe hin, begucke mir ihn näher, und — richtig! der Schlüssel zu den Zimmern meiner Frau!

Ihn herunter reißen, aufschließen, und auf dem lieben, guten, schönen, weichen, allerliebsten Ruhebette liegen, das war alles das Werk von fünf Minuten. — Ein Anderer hätte freylich kaum so viele Sekunden zu dem allen gebraucht; aber man muß bedenken, daß ich ein dicker schwerer Mann war, der nicht so springen und laufen konnte, wie ein andrer Springinsfeld, wie ich wohl welche gekannt habe, die gerade so aussahn, wie ein Gerippe in einen ledernen Sack eingenäht.

Aha — a — a — a — a — a — a — a — a — a — a — a — a — ah! wie sichs da gut lag! Die kalte Pastete, der Rheinwein, und ein solches Ruhebete zur Verdauung! Wahrhaftig eine Wollust, die ich, *) seit ich todt bin, nirgends wieder genossen habe.

Das

*) Man spricht erschrecklich viel davon, daß es an dem Orte, wo ich jezt bin, alle mögliche Ergözlichkeiten geben soll: aber auf mein Wort es giebt hier weder kalte Pasteten, noch Rheinwein, und mit

Das sieben und zwanzigste Kapitel.

Wie lange ich eigentlich mag geschlafen haben, das weiß ich nicht. So viel weiß ich, daß es schon stockfinster, und folglich tief in der Nacht war, als ich durch ein Geräusch an der äußeren Thür aufgeweckt wurde. Es war meine Frau, die mit dem Herrn Caplan nach Hause kam.

„Wenn sie dich hier auf ihrem Ruhebette trift, „so ärgert sie sich zu Tode!“ dachte ich; und da ich mein liebes Lieschen um keinen Preis der Welt nicht zu Tode ärgern wollte, so sprang ich hurtig auf. Aber wohin sollte ich mich flüchten? Da war guter Rath theuer! Geschwind mich unter ihr Bette verkriechen! Das geht an! Aber wie wieder hervor und

auf

mit den elysischen Ruhebetten will's auch nicht viel heißen.

Ich erkundigte mich gleich beym Ueberfahren nach diesen drey Artikeln Der alte Fährmann versicherte mir, er könne sich seit vielen Jahren nicht erinnern, daß ein Koch oder ein Weinhändler oder ein Tapezierer nach Elysium gekommen sey, einige Pfuscher etwa ausgenommen, die auf Erden ihr Handwerk nicht recht verstanden hätten. Dahingegen aber habe Lucifer die vortrefflichste Tafel, die herrlichsten Weine und die schönsten Ottomannen und Sopha's von der Welt. Relata refero.

auf mein Zimmer kommen? Je nun, der Herr Caplan wird doch nicht die ganze Nacht bey ihr bleiben. Wenn er geht, so begleitet sie ihn allemal bis hinaus zur Treppe: da schleiche ich hinterdrein, verstecke mich in einem finstern Winkel, und wenn sie wieder in ihr Zimmer hinein ist, so gebe ich der Hausmagd ein gutes Wort, daß sie mir nach dem meinigen leuchtet.

Das sechs und zwanzigste Kapitel.

Ich hatte Zeit genug mir das so auszudenken und mich unter das Bette zu verkriechen, denn meine Frau hatte im andern Zimmer alle Hände voll mit dem Mädchen zu zanken. Ich spizte die Ohren, um zu hören, von was die Rede sey. O weh! Ich hörte die Worte „Pastete, Rheinwein, Vielfraß, Saufaus“ u. s. w. Ich errieth sogleich wem das galt. Meine Frau war entsezlich böse auf mich: vermuthlich war es ihr nicht sowohl um die Pastete und den Wein, als vielmehr um meine Gesundheit, denn sie liebte mich außerordentlich.

„Viel braucht es nicht,“ schrie sie, „so gehe ich „hinter, und ziehe das verfreßne Thier bey den Haa„ren aus dem Neste heraus!“

Ich schwizte unter dem Bette Blut und Essig, als ich das hörte, und sie würde gewiß Wort gehalten haben, wenn sich der Herr Caplan meiner nicht angenommen hätte. Das war ein seelenguter, lieber Mann, der es mit mir recht von Herzen gut meinte. Wie vielen Dank bin ich ihm nicht schuldig! Wenn sie nun auf mein Zimmer gelaufen wär, und mich nicht in meinem Bette gefunden hätte? Du mein Gott, was das für ein Lärmen würde gegeben haben!

Es gelang ihm endlich, sie zu besänftigen, und wie froh war ich! Sie befahl der Magd, die kalte Rehkeule herein zu bringen, die noch in der Speisekammer stände, ein paar Flaschen Wein aus dem Keller zu holen, und sich dann schlafen zu legen.

Ein Glück, daß ich die Rehkeule nicht gefunden hatte! Ich hätte sie sonst gewiß auch aufgegessen, und dann wäre mein Lieschen noch mehr über mich böse geworden.

Das fünf und zwanzigste Kapitel.

Mein Lieschen und der Herr Caplan ließen sichs außerordentlich gut schmecken. Ich konnte unter dem Bette hervor gerade in's andre Zimmer hinein auf's Ruhebett hinsehn, auf welchem sie mit einander saßen, und jezt sah ich recht deutlich, daß es der Herr Caplan mit meiner Frau fast eben so gut meinte als mit mir. Er küßte ihr die Hand und den Mund, und sagte ihr die schönsten Dinge von der Welt. Er lobte ihre Hand, und ihr Auge, und ihren Fuß, und ihren Busen; und darin hatte er auch Recht: mein Lieschen hatte wirklich einen wunderschönen Busen. Er war so sanft, so zart, so weich — wahrhaftig, ich war fast eben so sehr in ihren Busen verliebt, als in ihr Ruhebette.

Ich kann wohl sagen, es freute mich ungemein, daß der Herr Caplan meinem Geschmacke so viel Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Das vier und zwanzigste Kapitel.

Mitten in meiner Freude war ich eingeschlafen. Das ging mir gewöhnlich so, wenn ich wo still sizzen oder liegen mußte.

Auf

Auf einmal krachte es über mir, und das ganze Bett stürzte über mich zusammen. Da muß man ja wohl aufwachen? Mein Lieschen stieß einen erschrecklichen Schrey aus, und der Herr Caplan kollerte in's Zimmer hin, und klagte gar erbärmlich über seinen linken Schenkel.

Ich armer Teufel war noch schlimmer daran. Außer den Bretern, Matrazzen und Betten lag auch noch etwas auf mir: an der Schwere fühlte ich, daß es mein Lieschen seyn müßte. Noch nie hatte die Bürde des Ehestandes so schwer auf mir gelegen. Ich hätte es dem ohngeachtet gern ausgehalten, wenn's nur im geringsten möglich gewesen wär: aber ich war dem Ersticken zu nahe. Ich strengte also alle meine Kräfte an, und arbeitete mich von unten glücklich hinauf.

Das drey und zwanzigste Kapitel.

Man stelle sich das Schrecken meiner Frau und die Verwunderung des Herrn Caplans vor, als ich auf einmal so unvermuthet zum Vorschein kam! Meine Frau hatte Mühe die Sprache wieder zu bekommen, und sie machte eben Miene mich

recht tüchtig auszuschelten, als der Herr Caplan auf einmal in ein unmäßiges Gelächter ausbrach. Dieses Gelächter mußte epidemisch seyn, denn meine Frau vergaß auf einmal böse seyn und alles, und lachte aus vollem Halse mit.

Ich — je nun, ich konnte zwar freylich nicht recht einsehn, was an der Geschichte so gar Lächerliches wär, aber ich dachte:

Wenn Alle lachen wollen,
So werd' ich doch allein nicht ernsthaft bleiben sollen?

und lachte aus Herzensgrunde. Als wir uns alle drey so recht satt gelacht hatten, so wollte meine Frau wieder böse werden: aber der Herr Caplan schlug sich ins Mittel, und fragte mich, wie ich ich eigentlich da unter das Bette gekommen wäre?

Das zwey und zwanzigste Kapitel.

Ich merkte wohl, daß ich mit der Wahrheit am besten durchkommen würde; ich erzählte also alles haarklein vom Anfange bis zum Ende.

Meiner Frau stießen freylich die kalte Pastete, das Ruhebette und der Rheinwein gewaltig auf, und

der Himmel weiß, ob es nicht noch etwas abgesezt hätte, wenn mein Freund der Herr Caplan nicht gewesen wär: der legte aber ein gutes Wort für mich ein, und ich bekam endlich von meinem guten Lieschen die Erlaubniß, zu Bette zu gehn. Sie verbot mir aber ein für allemal, dieser Geschichte gegen meinen Vetter den Cadeten oder gegen irgend eine sterbliche Seele auch nur mit einer einzigen Sylbe zu erwähnen, weil sie mir sonst durch den nämlichen Vetter den Cadeten den Hals würde brechen lassen.

Ich habe mich auch wirklich lange besonnen, ob ich diesen Vorfall hier erzählen sollte oder nicht? Und nur die Ueberlegung, daß ich ihn erst nach meinem Tode erzähle, und daß ich also, was das Halsbrechen betrift, nichts mehr zu fürchten habe, hat mich dazu bewogen.

Das ein und zwanzigste Kapitel.

Wie froh ich war, als ich wieder in meinem Bette lag! Jezt fing ich an, über die Geschichte mit dem Bette nachzudenken, und ich brachte eine ziemlich wahrscheinliche Vermuthung heraus, wie es wohl

zu-

zugegangen seyn möchte, daß es zusammen gefallen war. Freylich kann ich für die Wahrheit davon nicht völlig stehn, aber ich gebe es auch für nichts anders aus, als für Vermuthung.

Als die Mägde die Zimmer meiner Frau ausgepuzt hatten, schlugen sie auch vermuthlich ihr Bettgestell auseinander, um es wohl zu säubern. Da mochte es nun wohl geschehn seyn, daß sie beym Zusammensezzen die Pflöcke entweder gar vergessen, oder nicht gut wieder eingeschlagen hatten.

Bey so bewandten Umständen war es ja wohl natürlich, daß das ganze Bette zusammen stürzte, als sich meine Frau hinein legte?

Wie es aber zugegangen ist, daß der Herr Caplan auch mit fiel, und sich im Fallen den linken Schenkel beschädigte, das weiß ich so eigentlich nicht zu erklären. Er müßte ihr denn vielleicht beym Einsteigen haben helfen wollen, denn der Herr Caplan war ein äußerst dienstfertiger, gefälliger Mann, der sich für mein Haus und alles was darin vorging außerordentlich interessirte; und da könnte es wohl

seyn, daß er von der einen Bettwand etwas abgekriegt hätte.

Mags doch gewesen seyn wie es will, ich mag mir den Kopf weiter nicht damit zerbrechen. Das weiß ich, daß es mir noch jezt von Herzen leid thut, daß ich meinem armen Lieschen durch diese dumme Geschichte so viel Schrecken und Aergerniß gemacht habe.

(Die Fortsezzung im nächsten Heft.)

Beschluß

der im vierten Hefte abgebrochenen Erzählung.

Es war unsre übrige Gesellschaft, welche im Anmarsche war, und ein solches Getöse machte.

Die Herren, welche keinen unmittelbaren Antheil an unsrer Expedition nehmen konnten oder wollten, hatten doch wenigstens den menschenfreundlichen Vorsaz gefaßt, das Ihrige nach allen ihren Kräften zu deren glücklicher Ausführung mittelbar beyzutragen, und Segen und Gedeihen dazu vom Himmel herab zu trinken.

Der Erfolg übertraf ihre Erwartung. Sie hatten ganz sicher vermuthet, uns innerhalb der ersten halben Stunde braun und blau geschlagen zurück kommen zu sehn, und wir erschienen nicht: ein Beweis, daß uns die Poltergeister noch nicht delogirt hatten. Sie konnten gerade auf die Fenster des Zimmers herüber sehn, in welchem wir unser Lager aufgeschlagen hatten. So oft also einer von uns am Lichte vorbey ging, so sahen sie unsern Schatten,

und daraus schlossen sie sehr scharfsinnig, daß wir noch am Leben seyn müßten.

Unvollendet konnten sie doch das gute Werk nicht lassen, daß sie einmal so glücklich angefangen hatten? Sie tranken also tapfer auf Glück für uns; so tapfer, daß es wenigstens nicht an ihnen lag, wenn uns irgend eine Widerwärtigkeit zustieß.

Wein beflügelt den Muth: wo er aber keinen findet — je nun, da kann er freylich keinen beflügeln; aber dann macht er welchen. Dieß war hier der Fall. Die allerverzagtesten unter der Gesellschaft wurden Löwen. Mit jedem Zuge, den sie aus den vollen Bechern thaten, verdoppelte sich ihr Verlangen Antheil an der Bestehung unsers Abentheuers zu nehmen. Je mehr sie tranken, je schwerer wurde es ihnen zu begreifen, wie sie sich nur einen Augenblick hätten weigern oder besinnen können, mit uns die Nacht in dem verwünschten Schlosse zuzubringen, und je mehr fanden sie, daß wir das vollkommenste Recht hätten, sie am folgenden Morgen nach glücklich überstandenen Gefahren weidlich auszulachen, und der albernsten Zaghaftigkeit zu beschuldigen.

Der

Der Oberamtsrath war der erste, der die Bemerkung machte, daß die Geisterstunde noch nicht vorbey, und daß es folglich noch immer Zeit sey, die Scharte auszuwezzen. „Gehn wir hinüber!" schrien alle Männer, und sogar einige Weiber mit.

Die Frau Oberamtsräthin machte einige sehr vernünftige Gegenvorstellungen, und fragte ihren Eheherrn, wie er solches dummes Zeug vorschlagen könnte? Aber sie that das nicht mit ihrer gewöhnlichen Energie, denn die liebe Dame hatte die Gewohnheit, daß sie allemal bey hereinbrechender Nacht ungleich zärtlicher und gefälliger gegen ihren Mann wurde als sie am Tage war. Je später es wurde, je sanfter und liebreicher wurde sie. Woher diese sonderbare Gewohnheit eigentlich kommen mochte, das weiß ich nicht; so viel aber weiß ich aus sichern Quellen, daß sie immer des Abends als eine zärtliche, sanfte, girrende Turteltaube zu Bette ging, und des Morgens als eine wilde Kazze wieder aufstand. —

Es giebt doch sonderbare Erscheinungen in der Natur, nicht wahr meine schönen Leserinnen? —

Die Bill der Frau Oberamtsräthin ging also für dießmal nicht durch. Alle Stimmen waren gegen

 sie,

sie, so gar die Weiber, von denen sich die mehresten durch den Genuß des vortreflichen Rheinweins zu heroischen Unternehmungen in so weit gestärkt fühlten, daß sie schon allenfalls ihre Neugierde mit den Neckereyen der Poltergeister in Collision bringen konnten.

Was wollte also die gute liebe Dame machen? Sie ergriff den sehr vernünftigen Entschluß, in selbst eigner hoher Person mit zu gehn, „damit," wie sie sich sehr bescheiden ausdrückte, „doch Eine vernünftige Person bey der Gesellschaft wäre."

Man griff also nach Gläsern, Flaschen und Lichtern, sezte sich in Marsch, und — doch meine Leser haben sie ja schon auf dem Schloßplatze ankommen gehört.

Sie donnerten aus Leibeskräften am Schloßthore an. Da wir, der Officier und ich, doch die einzigen waren, welche die Honeurs vom Hause machen konnten, so mußten wir doch wohl hinunter gehn, und aufschließen?

Den großen Thorschlüssel hatten wir im andern Zimmer auf einen Tisch gelegt. Der Officier nahm

also

also ein Licht und ging um ihn zu holen; ich folgte ihm. So wie wir uns dem Tische näherten, und darnach greifen wollten, so spazierte unser Schlüssel auf einmal weg, und machte einen Zirkel im Zimmer herum, jedoch nur mit einer sehr gemäßigten Geschwindigkeit.

Wir sahen ihm eine Weile voller Bewunderung zu.

„Dem unsichtbaren Bewohner dieses Schlosses „scheint die Gesellschaft eben nicht die willkommenste „zu seyn, weil er nicht will, daß wir sie herein las„sen sollen,“ sagte der Officier.

„Machen wir doch einen Versuch ob wir den „Schlüssel nicht habhaft werden können,“ sagte ich.

Wir thaten es, aber es war keine Möglichkeit, den verwünschten Schlüssel einzuholen. Je schneller wir liefen, je schneller machte er seinen Zirkel.

„Gehn Sie von jener Seite,“ sagte der Officier, „ich will meinen Kreis von dieser machen; „vielleicht bekommen wir ihn so!“

Der Schlüssel saußte eine gute Zeit über bald bey der Nase des Officiers bald bey der meinigen

vorbey. Endlich gelang es mir, ihn beym Barte zu erhaschen. Die Gewalt, die ihn zurück hielt, war viel stärker als ich. Der Officier kam mir zu Hülfe. Wir hingen uns beyde aus Leibeskräften daran. Allein unsre Mühe war umsonst! Der Schlüssel wankte und wich nicht; er war wie in der Luft festgeschmiedet! Wir machten noch einen Versuch, und siehe, der Schlüssel wurde auf einmal losgelassen, aber das mit solcher Schnelligkeit, so unversehens, daß wir beyde über einander auf den Boden hinpurzelten.

Allmählich fingen wir an, uns an dergleichen Caressen zu gewöhnen. Wir standen also auf ohne zu mucksen, und waren nur zufrieden, daß wir unsre Beute doch erobert, oder vielmehr ertrozt hatten. Die Gesellschaft fuhr indessen immer fort, am Schloßthor ein abscheuliches Getöse zu machen. Wir eilten also was wir konnten, um sie einzulassen, redeten uns aber unterwegs ab, ihnen kein Wort von allem dem zu sagen, was uns unter der Zeit begegnet war, um ihnen das angenehme Vergnügen der Ueberraschung nicht zu rauben.

Tausend und aber tausend Fragen: „Nun? Wie „ists Ihnen denn während der Zeit gegangen? Haben Sie etwas gespürt?" wurden von unserer Seite mit trocknen gleichgültigen: „Recht gut! — „Nichts! Nicht das geringste!" beantwortet.

Die Gesellschaft war indessen bis an die Thür des großen Mittelsaals gekommen. Die Frau Oberamtsräthin war die erste, welche hinein trat. Die arme Frau! hätte sie es doch bleiben gelassen! So wie sie den Fuß über die Schwelle gesezt hatte, wurde sie von unsichtbaren Händen ergriffen, und mußte tanzen. Aber wie tanzen? Sie schleuderte sich im Saale herum wie eine Besessene, und schrie dabey — doch nein, sie schrie nicht, sie brüllte! Aber was half das? Kein Mensch konnte, und kein Mensch wollte ihr zu Hülfe kommen, selbst ihr Gemahl nicht, der sich mit seiner Weinflasche an die Mauer lehnte, dem Tanz seiner schönen Ehehälfte ganz gleichgültig mit durch Wein und Schlaf halb geschloßnen Augen zusah, und dabey eine Miene machte, alls wollte er sagen: „Das hat sie tausendfach an mir verdient!"

Der Teufel, oder der Kobold, oder wer etwa sonst ihr Tänzer seyn mochte, wurde vermuthlich am

Ende

Ende den Spaß überdrüßig, denn ehe wir es uns versahen, flog sie auf ein Ruhebett hin. Sie schnaufte wie ein gehezter Eber. Aber damit kam sie noch nicht los. Sie wollte sichs eben auf ihrem Ruhebette recht bequem machen, und öffnete schon den Mund, vermuthlich um unserm unsichtbaren Hauswirthe über seine höfliche und galante Art die Leute zum Tanze aufzuziehn eine Lobrede zu halten, als sie auf einmal mit der rechten Hand auf die linke Schulter fuhr, mit einem brüllenden, „da kneipt „michs!“ Aber sie hatte das michs noch nicht heraus, so war schon wieder ihre linke Hand auf ihrem rechten Schenkel, mit einem kreischenden „da stichts mich!“ und auch das lezte war noch nicht ganz ausgesprochen, so erfolgte schon wieder ein convulsivischer Zücker nach dem einen Arm mit einem heulenden: „Au weh! da zwickts mich!“ und so gingen die unaufhörlichen: „da kneipts mich,“ und „da zwickts „mich!“ und „da stichts mich!“ eine gute halbe Stunde hinter einander in einem Odem fort, daß es eine Freude und eine Lust war, die schönen Bewegungen anzusehn. Und dabey schäumte sie und verdrehte die Augen für Wuth, weil sie ihren Wohlthäter nicht sah, der sie mit allen diesen Caressen so

frey-

freygebig bewirthete, und sie ihm also unmöglich mit ihren sonst in dergleichen Künsten nicht ungeübten Fäusten und Nägeln erwiedern konnte.

Wir fingen nach gerade an, einiges Mitleiden mit ihr zu haben, als sie endlich still wurde, denn der böse Geist ließ ab von ihr; daß er aber ganz von ihr gewichen sey, darein schien ihr Eheherr einigen unterthänigen Zweifel zu sezzen, denn er hielt sich unter uns allen von ihr in der weitesten Entfernung.

Wir standen alle um sie her, und bezeigten ihr über die ihr geschehenen Mißhandlungen unser Beyleid. Noch muß ich erinnern, daß der größte Theil von der Geselschaft, wo nicht alle, steif und fest glaubten, sie habe heftige Krämpfungen oder gar einen Anfall von Wahnsinn, mich und den Officier allein ausgenommen, die wir mit der Politesse unsers unsichtbaren Wirths schon ein wenig nähere Bekanntschaft gemacht hatten. Sie erwiederte die Versicherungen unserer freundschaftlichen Theilnahme mit einem ganzen Schwall von Verwünschungen gegen alle Poltergeister, alle besessene Schlösser der Welt, und aller derer, welche sie beredet hätten, in ein solches Teufelsnest den Fuß zu sezzen. Sie

schwur,

schwur, daß sie keinen Augenblick länger bleiben würde; hatte aber nicht die Kräfte aufzustehn, so matt war sie. Endlich schlief sie ein.

Die übrigen von der Gesellschaft hatten sichs indessen jeder nach seiner Art so bequem als möglich gemacht. Einige waren vom Rausch überwältigt und schliefen, die andern waren fleißig über die Flaschen her, und die Frauenzimmer erzählten einander erschreckliche Geschichten von Nervenkrankheiten und dem Veitstanz.

Auf einmal, ehe wir es uns versahen, flog die arme geplagte Oberamtsräthin, die für diese Nacht nun ein-für allemal dem leidigen Satan oder seinen Geistern ein Dorn im Auge zu seyn schien, wie mit einer Rakete geschlagen, hoch in die Luft, und platt mitten ins Zimmer auf den Boden, und wir andern alle, wie wir da waren, wir hatten nicht einmal so viel Zeit uns darüber zu verwundern, denn wir hatten mit ihr gleiches Schicksal. Alles lag fast über einem Haufen beysammen. Mich traf bey dieser Gelegenheit noch das beste Loos, denn ich kam gerade auf die Jungfer Muhme des Herrn Pfarrers zu liegen, ein rundes, volles Frauenzimmer, welches recht zur Matrazze gebohren zu seyn schien.

Da

Da ich so ziemlich obenauf lag, so war ich der Erste wieder auf den Füßen, und konnte also die Bewegungen der Uebrigen desto besser bemerken. Was für Ausdrücke des Schreckens, der Verwunderung, des Nichtbegreifenkönnens, *) wohl auch mitunter des Schmerzens auf allen Gesichtern! Je schlechter oder besser einer gefallen war, je mehr oder weniger war in seiner Miene das Erstaunen mit Verdruß vermischt. Es war die groteskeste Auferstehung von der Welt. Fast keiner gab einen Laut von sich, die einzige Oberamtsräthin ausgenommen. Aber wenn jemand zu reden Ursache hatte, so war sie es. Nicht genug, daß sie eigentlich die Grundlage dieses Menschenbergs war, hatte ihr auch der Poltergeist, der es sichtbar darauf angelegt zu haben schien, diese arme Frau zu quälen, ihren großen starken Eheherrn gerade auf den Leib geworfen. Dieß entdeckten wir erst, nachdem alle übrige aufgestanden waren. Die Gruppe war äußerst drollig. Der arme Mann wär so gern aufgewesen, aber er hatte ein wenig zu viel geladen. Wie er sich

auf

*) Ein hübsches Wort! Nicht wahr meine Leser? O, wenn es Ihnen gefällt, ich kann mit mehr dergleichen aufwarten. Ich kann meine Sprache verstümmeln, so gut als ein andrer!

auf ihr herum wälzte, und wie sie alles mögliche that, ihm mit Ohrfeigen und Ribbenstößen zum Aufstehn Muth zu machen. Einige von uns schlugen sich endlich ins Mittel, und befreyten sie von ihrer ehelichen Bürde. Jezt erhob sie sich auch, und schwur, daß sie keinen Augenblick länger in diesem Teufelshause bleiben würde.

Der Schwur war noch nicht ganz über die Lippen, als sich vor unser aller Augen der Schlüssel zum großen Schloßthor, den wir auf einen Tisch nahe bey der Thür gelegt hatten, in die Luft erhob, langsam über unsern Köpfen hinschwebte, und durch ein Fenster hinaus flog. Wir standen da, und gafften ihm nach. Weg war unsre Hoffnung, aus dem Schlosse zu kommen. Einige von der Gesellschaft steckten zwar wohl die Köpfe zusammen und machten Plane; aber was war da viel zu deliberiren? Nichts war zu thun, als mit Geduld den künftigen Tag, und alles übrige zu erwarten, was unser unsichtbarer Hausherr noch etwa mit uns vorzunehmen für gut befinden würde.

„Es ist nur ein Glück, daß wir so gescheut „waren, und Wein mitbrachten! sagte ein ziemlich

jovia-

jovialischer Acciseinnehmer. Indem diese Worte heraus waren, erhoben sich alle Flaschen in einem Nu von ihren Pläzzen, und hatten mit dem Schlüssel gleiches Schicksal. Das war ein wenig zu toll. Verschiedene von den Herrn sahen aus, als ob sie nicht recht wüßten, ob sie diesen Spas grob oder höflich finden sollten.

Sie studierten eben noch darüber, als mit einem Male von den neun Lichtern, die auf verschiedenen Tischen herum standen, achte verloschen. Das neunte erhob sich von selbst, und spazierte ganz langsam zu einer Seitenthür hinaus. Die ganze Gesellschaft folgte ihm mit den Augen, und mit recht großen Augen, das kann ich mit Grunde der Wahrheit versichern, und ich will wetten, meine Leser würden eben so große Augen gemacht haben, wenn sie das Licht durch eine Enfilade von sieben Zimmern ganz pathetisch durchschweben, und das achte Zimmer auf einmal so glänzend beleuchtet gesehn hätten, als ob es in Feuer und Flammen stände.

In einem Hause wo es umgeht, bleibt man nicht gern lange im Finstern; viel toller konnt' es uns auch nicht mehr gehn, als es uns schon gegangen

war; was hatten wir also im Grunde zu fürchten? Maschinenmäßig sezten wir uns in Bewegung, und zogen dem Glanze nach wie die Mücken.

Wir langten wohlbehalten an der Thür des beleuchteten Zimmers an, aber noch getrauete sich keins, das erste zu seyn, das den Fuß über dessen Schwelle sezte. Ich faßte mir endlich ein Herz, machte einen langen Hals, und kukte hinein. Welch ein herz- und seelenerfreuender Anblick! Rechter Hand, im Hintergrunde des Zimmers, waren ein paar Credenzen so reich, so elegant und geschmackvoll mit Speisen und Getränken besezt, daß sie dem Staate und der Pracht eines orientalischen Monarchen würden Ehre gemacht haben. Ein unwillkührlicher Ausruf der Verwunderung machte, daß auch einige andre die Köpfe zur Thür hinein steckten. Der unerwartete Anblick machte auf sie eben denselben Eindruck, den er auf mich gemacht hatte. Neugierde steckt an wie der Schnupfen. Jezt drängten sich alle herzu, um zu wissen, was es denn so erstaunenswürdiges in diesem Zimmer gäbe? Und ehe wir es uns versehn, waren fünf bis sechs von uns hinein gedrängt, und da diesen nichts geschah, so folgten die übrigen von selbst nach.

Der

Der jovialische Acciseinnehmer war der Erste, der sich der einen Credenz näherte, und die Flaschen visitirte. Sie waren alle mit dem Wappen des vorigen Gutsbesizzers versiegelt, und der Wein schien ziemlich alt zu seyn.

„Ey was!“ sagte er endlich, indem er den Korkzieher aus seiner Tasche holte,

„Wer am gedeckten Tisch nicht ißt,
Bey Mädchen sizt, und sie nicht küßt,
Beym Weine steht, und schenkt nicht ein,
Der muß ein dummer Teufel seyn!“

Er schlurfte etwas von dem Weine.

„Ein delikates Glas Wein, meine Herrn!“ schrie er. „Kosten Sie! Aechter alter Steinwein, „auf Ehre! In der Würzburger Hofkellerey hab' „ich ihn nicht besser getrunken! Frisch! Wenn ich „nicht daran sterbe, so sterben Sie auch nicht.“

Sein Muth befeuerte den unsrigen. Wir attakirten frisch, und fanden eben keine Ursache darüber böse zu seyn, daß wir uns hatten dazu von ihm bereden lassen.

Die Frauenzimmer standen indessen auf einem Haufen beysammen, und schielten furchtsam und unentschlossen nach den kalten Pasteten, Braten und Kuchen hin, welche so substantiös rochen, daß man hätte schwören sollen, sie wären von nichts weniger als von Geisterhänden zubereitet.

Der Acciseinnehmer machte sich ohne Umstände über eine kalte Pastete her und kostete davon.

„Post nubila Phoebus!“ schrie er. „Nach überstandenen Drangsalen schmeckt so ein Bissen! Ein „wahrer Fürstenfraß. — Nun? wollen die Damen „nicht? Warten Sie, ich will den guten Wirth „machen, da sich unser eigentlicher Wirth nicht sehen „läßt.“

Er brachte es dahin, daß wir alle wie wir waren im vollen Ernste zu essen und zu trinken anfingen. Alles was wir kosteten war ausgesucht gut, es widerfuhr uns nicht das geringste Leid, warum hätten wir uns sollen lange nöthigen lassen? Wir wurden lustig und guter Dinge, wir sangen Lieder, wir scherzten und lachten über unser Abentheuer, kurz wir waren so fröhlich, als wenn wir bey seinem unsrer besten Freunde zu Tische wären.

Selbst

Selbst die Frau Oberamtsräthin war nicht ganz abgeneigt, unserm Hausherrn die Mißhandlungen und Qualen, die er ihr angethan hatte, um seiner jezzigen Galanterie willen einigermaßen zu verzeihen.

Ein paar Stunden mochten wir es so getrieben haben, als endlich die nicht gar kleinen Portionen von Wein und Essen, die wir zu uns genommen hatten, ihre natürliche Wirkung zu thun anfingen. Es wandelte uns einem nach dem andern die Lust zu schlafen an, und eins nach dem andern suchte sich ein Pläzchen wo es bequem ruhen konnte. Jedoch blieben wir alle in Einem Zimmer.

Ich konnte kaum zehn Minuten geschlafen haben, als ich durch eine äußerst unangenehme Empfindung aufgeschreckt wurde. Es war gerade die Empfindung, als ob mir jemand mit einem dünnen Stock einen Hieb über die Schenkel gäb. Das sonderbarste war, daß, indem ich auffuhr, auch alle übrige in demselben Moment wie an einem Faden gezogen auffuhren, denn alle hatten gerade dieselbe Empfindung gehabt. Ein paar Hunde, welche mit zur Gesellschaft gehörten, und bisher ganz ruhig unter

dem Ofen gelegen hatten, fuhren auf einmal auf, und rennten mit entsezlichem Geschrey einigemal im Zimmer umher, gerade als ob man sie mit Peitschenhieben verfolgte; und so wie das vorbey war, packte mich eine unsichtbare Hand, deren fünf Finger und äußerst scharfe spizzige Nägel ich aber sehr gut fühlte, bey der Gurgel, daß mir Hören und Sehen verging. Ich wehrte mich, ich sträubte mich, ich schlug mit den Fäusten um mich, und traf mit der Hand so unsanft an die Mauer neben meinem Bette, daß ich darüber erwachte. Das ist wirklich Schade, meine lieben Leser! Wer weiß, was ich Ihnen sonst noch für wunderbare Dinge von dieser äußerst merkwürdigen Nacht hätte erzählen können! Aber mir müssen Sie das nicht zurechnen. Sie sehen selbst, daß es meine Schuld nicht ist.

Lied

Lied eines Bettelpoeten.

Wenn aus Euren Zauberblicken
Hoffnungsvolle Liebe strahlt,
Und bey Kuß und Händedrücken
Unschuld Eure Wangen mahlt;

Denn, Ihr lieben Mädchen, müssen
Wollusttrunken wir gestehn:
Uns das Leben zu versüssen,
Schuf Euch die Natur so schön!

Aber ach! bey Händedrücken —
Wär die Hand auch noch so weich —
Und bey allen Liebesblicken
Wird man weder satt noch reich!

Und troz allen Zauberblicken,
Allen Reizen der Natur,
Allen sanften Händedrücken,
Bleibt Ihr immer Mädchen nur!

Doch wenn in der Hand der Schönen
Mir ein harter Thaler blinkt,
Wenn der Mund mit süssen Tönen
Freundlich lispelt: „Freund, da trinkt!“

O, alsdann, Ihr lieben Mädchen,
Seyd Ihr mir nicht Menschen mehr;
Nein, Ihr lieben holden Mädchen:
Engelglanz schwebt um Euch her.

Da Ihr auf so leichte Weise
Engelsrang und Titel kriegt,
Kauft, Ihr Mädchen! Meine Preise
Sind so übertrieben nicht!

Ein Trinklied.

Vorrede.

Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang.

D. Martin Luther.

* * *

I.

Genießt den Reiz des Lebens,
Man lebt ja nur Einmal!
Er wink' uns nicht vergebens,
Der blinkende Pokal!
Ergreift ihn rüst'ge Zecher!
Laßt jeden vollen Becher
Der düstern Sorgen Brecher,
Der Freude Herold seyn!

II.

Laßt Helden sich vergöttern,
Und stolz in Lorbeern blähn:
Der Kranz von Rebenblättern
Steht uns nicht minder schön!

In Bachus milden Kriegen
Verdruß und Gram besiegen,
Dieß ist von allen Siegen
Für uns der rühmlichste!

III.

Planeten nachzuspähen,
Die Sucht sey von uns fern!
Der Stern, nach dem wir sehen,
Sey der Burgunder-Stern.
Die Gläser voll zu füllen,
Der Liebe Wunsch zu stillen,
Bedarf man keiner Brillen,
Braucht man Quadranten nicht.

IV.

Was nüzzen fremde Sprachen?
Wir trinken deutschen Wein,
Und unsre Schönen fragen
Gar wenig nach Latein:
Bey liebevollen Küssen
Kann man die Sprache missen;
Die Wollust zu versüßen,
Muß man verschwiegen seyn.

V.

In Tiegeln und Phiolen
Träumt mancher reich zu seyn:
Die Thoren die! Wir holen
Uns unser Gold am Rhein!
Und klug ist der zu preisen,
Der seinen Stein der Weisen
In einem liebeheißen
Gewölbten Busen sucht.

VI.

Adeptenkünste blenden
Uns nicht durch eitlen Wahn,
Und unsre Nächte wenden
Wir zu was besserm an:
Wir Klügeren durchwachen
Bey Flaschen sie, und lachen —
Wenn wir gleich Gold nicht machen,
Wir können's doch verthun!

VII.

Drum schmeckt den Reiz des Lebens;
Ihr lebt ja nur Einmal!
Er wink' Euch nicht vergebens,
Der freundliche Pokal!

Er-

Ergreift ihn rasch, Ihr Brüder!
Singt muntre Freudenlieder:
Bald sinkt der Vorhang nieder,
Und — dann giebt's keinen Wein!

VIII.

Wenn dann die lezte Stunde
Uns düster überschleicht,
Sey dem gebrochnen Munde
Der Scheidetrunk gereicht:
Verlischt die Gluth der Liebe,
Wird Blick und Auge trübe,
Drück' uns das linke Liebe,
Das rechte Freundschaft zu!

Das Füllen und die Kutschpferde.

Das Füllen.

Ihr, die ich stets beysammen fand,
Wie gut müßt Ihr Euch nicht vertragen!
Wie schön wen Liebe so verband.

Die Kutschpferde.

Das, was Dir Liebe scheint, ist bloß der Wagen,
An den man uns nun einmal angespannt! —

* * *

Dasselbe, was mir schon manch Ehepaar gestand!

Ein Beytrag
zur Geschichte des Aberglaubens.

Der Marrschal von Montrevel war einer der tapfersten und unerschrockensten Soldaten seiner Zeit, aber er hatte das Unglück bis zur Albernheit abergläubisch zu seyn.

Er speiste einst bey Biron. Man beschüttete ihn aus Versehn mit Salz: darüber erschrak er so sehr, daß er schrie, er sey todt, und in Ohnmacht fiel. Man brachte ihn in einem heftigen Fieber nach Hause, und dieses nahm so sehr überhand, daß er am vierten Tage wirklich starb. Dieß geschah 1718.

Welch ein Triumph, für die Rockenphilosophen seiner Zeit!

* * *

Fouquet de la Varenne war Küchenjunge bey Catherier, Herzogin von Bar, der Schwester Heinrichs des vierten. Heinrich fand, daß der Bube Kopf hätte, und brauchte ihn bey seinen häufigen Liebesintriguen zum Merkur; ein Posten, der mehr einträglich als ehrenvoll war, und den

er

er so geschickt zu verwalten wußte, daß er in kurzem ein sehr ansehnliches Vermögen zusammen gebracht hatte. Daher sagte auch die Herzogin zu ihm: „Tu as plus „gagné à porter les poulets de mon frere, qu'à „piquer les miens!“ *)

La Varenne hatte Verstand genug, sich dem Könige nothwendig und bald gar unentbehrlich zu machen. Er ging allmählich von der Intrigue zu Geschäften über. Heinrich brauchte ihn in politischen Angelegenheiten, welche die äußerste Geschicklichkeit und den äußersten Muth erforderten, und welche la Varenne zu des Königs größter Zufriedenheit ausführte. Sein Ansehn stieg immer höher. Indessen lag ihm nicht das geringste daran, seinen Ursprung, und die eigentliche Art, auf welche er sein Glück gemacht hatte, zu verläugnen. Er hatte einst einen Geschäftsstreit mit dem Kanzler; dieser wollte ihn demüthigen, und erinnerte ihn auf eine ziemlich bittere Art an die Geschäfte, wozu ihn der König vormals gebraucht hatte. „O, ersparen Sie „Sich diese Anmerkungen!“ sagte la Varenne; „wenn

*) Ein unübersetzliches Wortspiel, weil im Französischen das Wort poulet, ein Huhn und ein Liebesbriefchen bedeutet.

„wenn der König um zwanzig Jahr jünger wär,
„wer weiß, ob ich meine Stelle gegen die Ihrige
„vertauschte!“

La Varenne merkte, daß der König die Jesuiten fürchtete: sogleich wandte der Schlaukopf alles mögliche an, sich sie zu Freunden zu machen. Er trug so viel als er konnte zu ihrer Wiedereinsezzung bey, und erwies ihnen die wesentlichsten Dienste. Er wurde der Stifter ihres berühmten Hauses von la Fleche, wohin er sich auch nach Heinrichs Tode begab.

Hier war sein Lieblingszeitvertreib nach Vögeln schießen. Eines Tages sah er eine Elster auf einem Baum sizzen; er legte auf sie an, und indem er abdrücken wollte, rufte die Elster „Maquereau!“ (Kuppler!) und der sonst so vernünftige, geistvolle, kluge la Varenne war schwach genug, sich einzubilden, es sey der Teufel, der aus dieser Elster gesprochen und ihm sein ehemaliges Handwerk vorgeworfen habe. Umsonst stellte man ihm vor, daß die Elster ins Haus gehöre, daß sie zum Reden abgerichtet und durch einen Zufall ihrem Käfich entkommen sey. Alles half nichts! Er fiel aus einer

Ohnmacht in die andre, und bekam ein schreckliches Fieber, an welchem er am dritten Tage starb.

* * *

Dem Herzog von Alba, dem Vater von dem, der im Jahr 1704 als Gesandter nach Paris kam, lief seine Maitresse davon. Er ließ in allen Kirchen Messen lesen, um sie zu bekommen.

Und doch war er übrigens ein Herr von Verstande!

* * *

Die Herzogin, seine Schwiegertochter, gab ihrem kranken Sohne pulverisirte Reliquien in Dekokten und Clystiren ein, und konnte gar nicht begreifen, wie das Kind bey alle dem doch starb!

Eine große Begebenheit aus kleinen Ursachen.

Der Minister Louvois hatte ein Gebäude für den König zu besorgen. Der König sagte ihm eines Tages über ein Fenster, das nicht nach seinem Kopfe ausgefallen war, einige Bitterkeiten. Louvois ging von ihm und schäumte für Wuth.

„Der Mensch fängt mir an, Armseligkeiten als „wichtige Dinge zu behandeln," sagte er in Gegenwart von Tilladet, Saint-Pouange und Villacerf, „über Kleinigkeiten aufzufahren! „Wenn ich ihm nicht andre Beschäftigungen gebe, „so bin ich verloren! Nur Krieg kann seinen Bau„teufel ein wenig bändigen. Ja, Er und ich, wir „brauchen beyde Krieg, das sehe ich. Bey Gott, „er soll welchen haben!"

Die berühmte Ligue von Augsburg wurde gebrochen und ganz Europa in Aufruhr und Unruhe versezt, und das bloß darum, weil ein Fenster um ein paar Zoll zu groß oder zu klein war!

Son-

Sonderbares Schicksal einer großen Prinzessin.

Charlotte Christine Sophie von Wolfenbüttel, die Gemahlin des Czarowiz Alexis, des Sohnes Peters des Großen Czars von Moskau, und Schwester der Gemahlin Kayser Carls des Sechsten, war den 25sten August 1694 geboren. Bey aller ihrer Schönheit, bey allen Reizen des Geistes und des Herzens hatte sie das Unglück, daß sie ihr Gemahl, einer der gefühl- und sittenlosesten Prinzen die es je gab, durchaus nicht leiden konnte. Er versuchte einigemal sie zu vergiften, aber das Gegengift rettete sie.

Eines Tages gab er ihr einen wüthenden Fußtritt auf den Unterleib. Sie war im achten Monat ihrer Schwangerschaft. Sie fiel zur Erde, und schwamm in ihrem Blute.

Peter der Große war damals auf Reisen. Der Czarowiz glaubte ganz fest, seine Gemahlin könne dießmal durchaus nicht davon kommen, und fuhr augenblicklich auf sein Landhaus.

Die arme unglückliche Prinzessin brachte ein todtes Kind zur Welt. Die Gräfin von Königsmark *), welche sie nicht verließ, und mit der äußersten Sorgfalt pflegte, sah wohl vorher, daß, wenn sie auch von diesem gefährlichen Kindbette aufkäm, sie doch über lang oder kurz von der Hand des grausamen Czarowiz ihr Leben einbüßen müßte, und sann folgendes Mittel aus, sie zu retten. Sie brachte die Weiber der Prinzessin auf ihre Seite, und meldete dem Czarowiz, seine Gemahlin sey zugleich mit dem Kinde gestorben. Der Czarowiz befahl sogleich, man sollte sie in aller Stille und ohne Pomp begraben. Es gingen an den Czar und an alle Höfe Couriers ab, und ganz Europa legte die Trauer für eine hölzerne Puppe an, die man statt der Prinzessin begraben hatte.

Die Prinzessin war indeß in einem abgelegenen Zimmer versteckt, wo sie sich allmählich wieder erholte. Nachdem sie wieder so viele Kräfte gesammelt hatte, um eine so weite Reise aushalten zu können, packte sie ihre Juwelen und so viel Geld, als die Gräfin für sie auftreiben konnte, zusammen, und

reiste,

*) Die Mutter des allgemein bekannten Marschals von Sachsen.

reiste, als ein Weib von gemeinem Stande verkleidet, unter Begleitung eines alten vertrauten Bedienten, der ihren Vater vorstellte, und von Geburt ein Deutscher war, nach Paris. Hier hielt sie sich nur sehr kurze Zeit auf, nahm ein Weib in ihre Dienste, ging nach einem Seehafen, und schiffte sich nach Louisiana ein.

Ihre Gestalt zog die Aufmerksamkeit der Einwohner auf sich. Ein Officier von der Colonie, Namens Dauband, welcher sich einige Zeit in Rußland aufgehalten hatte, erkannte sie.

Gleichwohl hatte er Mühe sich zu überreden, daß ein Frauenzimmer in einem solchen Aufzuge wirklich die Schwiegertochter des Czar Peters seyn könne. Um der Sache auf den Grund zu kommen, suchte er mit dem sogenannten Vater Bekanntschaft. Das glückte ihm. Nach und nach wurden sie so vertraut, daß sie Einen Zirkel ausmachten, und sogar eine Wohnung mit einander mietheten, und eine gemeinschaftliche Haushaltug führten.

Einige Zeit nachher erfuhr man durch die Zeitungen, daß der Czarowiz gestorben sey. Jezt erklärte Dauband der Prinzessin, daß er sie gleich

bey ihrer Ankunft erkannt habe, und daß er bereit sey, alles zu verlassen, um sie nach Rußland zurück zu begleiten.

Die Wittwe des Czarowiz hatte in der Nähe des Throns zu viel gelitten, hatte sich in der Entfernung davon zu gut befunden, als daß sie die Ruhe und Zufriedenheit ihres jezzigen stillen Lebens gegen Glanz und Geräusch zu vertauschen, nur den geringsten Trieb hätte fühlen sollen. Was ihr auch Dauband vorstellte, sie weigerte sich hartnäckig, und verlangte von ihm das unverbrüchlichste Stillschweigen. Zugleich befahl sie ihm, in seinem Betragen gegen sie nicht das geringste zu ändern, und gerade so mit ihr umzugehn, als ob er von ihrem wahren Stande nichts wüßte.

Er schwur ihr beydes ernst- und feyerlich, und nie ist wohl ein Eid mit mehrerer Aufrichtigkeit abgelegt worden, denn sein eignes Interesse verband ihn, seinem Versprechen nachzukommen. Die Schönheit, der Geist, die liebenswürdigen Eigenschaften der Prinzessin hatten gleich beym Anfange der nähern Bekanntschaft Eindruck auf sein Herz gemacht, und der fernere vertrautere Umgang

hatte

hatte diesen Eindruck, wie man sich leicht vorstellen kann, wenigstens nicht geschwächt. Er war noch jung und ein schöner Mann. Die Prinzessin hatte bis dahin nicht einmal geahndet, daß er in das Geheimniß ihrer Herkunft eingeweiht sey: um so mehr hatte ihr sein ehrfurchtsvolles Betragen und seine unermüdete Aufmerksamkeit für sie geschmeichelt; und man weiß ja wohl, wenn ein gefühlvolles Weib schon einmal dahin ist, daß ihr unsre Aufmerksamkeiten gefallen, dann ist ihr Herz so gut als unser. Sie sezten also ihre bisherige Art zu leben fort, und wurden einander mit jedem Tage interessanter und theurer.

Der Titularvater der Prinzessin starb. So lange er lebte, konnten ein paar junge Leute, wie Dauband und die Prinzessin waren, wohl bey einander wohnen, ohne daß es jemanden auffiel, denn es geschah ja unter der Autorität und den Augen eines Vaters; aber jezt, da dieser Vater todt war, ging das nicht mehr. Dauband gab das der Prinzessin zu verstehn, und ergriff zugleich diese Gelegenheit, ihr seine Liebe geradezu zu erklären. Da sie nun ein - für allemal auf alle Rechte ihres

Ranges und Standes Verzicht gethan habe, meinte er, so könne sie ja wohl, wenn ihr seine Person nicht ganz zuwider wär, ihn zu ihrem Gemahl annehmen: zugleich sey das auch das sicherste Mittel, ihre wahre Herkunft auf ewig zu verbergen.

Die Prinzessin schlug ein, und eine Fürstin, welche eigentlich dazu bestimmt war, Rußland zu beherrschen, eine Fürstin, deren Schwester deutsche Kayserin war, wurde die Gattin eines bloßen Officiers von der Infanterie!

Schon im ersten Jahre ihrer Ehe bekam sie eine Tochter, die sie selbst säugte und im Französischen und Deutschen unterrichtete.

Zehn Jahre lang hatten sie die glücklichste Ehe geführt, die nur immer zwey Gatten führen können, welche sich mit ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit und einem mäßigen Auskommen begnügen, als Dauband eine Fistel bekam. Eine Operation war unvermeidlich, und die zärtliche Gattin, welche in die Geschicklichkeit der amerikanischen Wundärzte nicht das beste Vertrauen sezte, bestand durchaus darauf, daß sich Dauband in Paris sollte operiren lassen.

Sie

Sie verkauften also ihre Wohnung, und schifften sich auf dem ersten Schiffe ein, das sie segelfertig fanden. Ihre Reise lief eben so glücklich ab, als die Operation, welche von dem geschicktesten Wundarzt vollzogen wurde. Die liebevolle Gattin kam nicht von Daubands Bett weg, bis er vollkommen wieder hergestellt war, und gewiß hatte er einen großen Theil seiner Genesung ihrer zärtlichen Sorgfalt und unermüdeten Pflege zu verdanken.

Dauband fing jezt im Ernste an darauf zu denken, sich und seiner Familie für die Zukunft ein sicheres und bequemeres Auskommen zu verschaffen. Er hielt bey der Indischen Compagnie um eine Stelle auf der Insel Bourbon an, und bekam die Anwartschaft darauf.

Indessen, daß Dauband seinen Geschäften nachging, schöpfte seine Gattin dann und wann mit ihrer Tochter in den Thuillerien frische Luft.

Eines Tages saßen sie auf einer Bank, und sprachen deutsch mit einander, um nicht von denen Herumsizzenden verstanden zu werden, als das Ohngefähr den Marschal von Sachsen vorbey führte. Es fiel ihm auf, zwey Frauenzimmer

seine Muttersprache so fertig sprechen zu hören: er blieb also stehen, und sah sie an. Die Prinzessin schlug die Augen auf, erkannte den Marschal, schlug die Augen wieder nieder, aber das alles mit einer solchen Betroffenheit, einer solchen Verwirrung, daß der Marschal, der sie gleich auf den ersten Blick zu erkennen geglaubt hatte, so gut als sicher war, daß er sich nicht geirrt habe. —

„Wie Madam! Wärs möglich?" rief er aus, aber die Prinzessin ließ ihn nicht ausreden. Sie stand auf, zog ihn auf die Seite, gestand ihm wer sie wär, beschwor ihn, ihre Existenz geheim zu halten, und bath ihn, sie in ihrer Wohnung zu besuchen, wo er das mehrere erfahren sollte.

Der Marschal kam gleich am folgenden Tage. Hier erzählte sie ihm ihre ganze Geschichte, und den Antheil, den seine Mutter, die Gräfin Königsmark, an ihrer Rettung gehabt hatte. Zugleich bath sie ihn aufs dringendste, dem Könige von ihrer Existenz nicht eher etwas zu entdecken, bis sie und ihr Mann eine gewisse Negoziation beendigt hätten, die ungefähr in drey Monaten würde entschieden seyn. Der Marschal gab ihr sein Ehrenwort, und besuchte sie

und

und ihren Mann während dieses Zwischenraums dann und wann incognito.

Die drey Monate waren beynahe verflossen, als der Marschal auch einmal nach seiner Gewohnheit sie zu besuchen kam, und ihre Wohnung leer fand. Wie erstaunte er, als man ihm sagte, die Prinzeßin sey seit zwey Tagen nach der Insel Bourbon abgereist!

Er begab sich sogleich zum Könige, und berichtete ihm die ganze sonderbare Geschichte. Ludwig der Funfzehnte ließ den Minister vom Seewesen Hr. von Machault rufen, und befahl ihm, ohne ihm jedoch etwas von der eigentlichen Ursache dieses Befehls zu sagen, an den Gouverneur der Insel Bourbon zu schreiben, und ihm im Namen des Königs aufzutragen, daß er dem Herrn Dauband mit der größten Achtung und Auszeichnung begegnen solle. Zugleich schrieb der König eigenhändig an die Königin von Ungarn, mit welcher er damals in Krieg verwickelt war, und meldete ihr das Schicksal ihrer Tante. Die Königin dankte ihm dafür, und legte einen Brief an die Prinzeßin bey, worin sie sie einlud zu ihr zu kommen und bey ihr zu leben;

jedoch

jedoch mit der Bedingung, daß sie sich von ihrem Mann und ihrer Tochter trennte, für welche der König zu sorgen sich erboth.

Die Prinzeßin schlug diese Bedingungen aus, und lebte bis zum Jahre 1747, in welchem sein Tod erfolgte, in der größten Zufriedenheit mit ihrem Gemahl. Ihre Tochter war um diese Zeit auch gestorben, und da sie nun nichts mehr auf der Insel hielt, kam sie nach Paris zurück, und wohnte im Hotel du Perou. Sie war damals gesonnen, in ein Kloster zu gehn; aber die Königin von Ungarn both ihr eine Pension von 20000 Gulden, und den Aufenthalt in Brüssel an. Ob sie dahin ging, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß sie sich seit dem Jahre 65 zu Vitry eine Meile von Paris aufgehalten hat, wo sie mit zwey Domestiken und einem Neger sehr eingezogen lebte. Man nannte sie Madame de Moldack. Wer dieser Herr von Moldack gewesen ist, und wenn sie ihn heirathete, das ist mir nicht bekannt. Im Jahre 71 lebte sie noch.

Anekdoten.

Der Abbee Saintpierre, ein mit Recht geschäzter Schriftsteller und erklärter Feind des Celibats der Geistlichkeit, hielt sich sehr hübsche Kammermädchen. Alle Söhne die er mit ihnen zeugte, that er zu Perückenmachern in die Lehre.

„Das ist ein Handwerk,“ sagte er, „das gewiß „immer seinen Mann nährt, denn, so lange die „Welt steht, wird es sicherlich nie an Perückenstök„ken fehlen!“

* * *

Der Castrat Farinelli hatte sich bis zum Favoriten und Minister des Königs Ferdinand, Sohns Philipp des Fünften, hinauf gesungen.

„Wenn jemand verdient, Minister zu seyn,“ sagte einmal der Castrat Cafarielli sehr ernsthaft, „so ists gewiß Farinelli, denn er singt wie „ein Engel!“

* * *

Ludwig der Vierzehnte wunderte sich einmal über die außerordentliche Dummheit eines gewissen Gesandten, und sagte, er könne nicht begreifen, wie man einem solchen Menschen einen solchen Posten übertragen könnte.

„Ich wette, Sire," antwortete der bekannte Graf Grammont, „er ist mit allen Ministern an „seinem Hofe nahe verwandt!"

* * *

Der berühmte Bossuet, in der Folge Bischof von Meaux, deklamirte schon in einem Alter von sieben bis acht Jahren eine Predigt mit so vielem Anstand und mit solcher Leichtigkeit, daß jedermann der ihn hörte, über die Talente des Knaben erstaunte. Er hatte auch einmal eine Predigt im Hotel de Rambouillet vor einer zahlreichen Gesellschaft hergesagt, welche dort zu Abend gespeist hatte. Es mochte ungefähr Mitternacht seyn. Alle Welt brach in Verwunderung und Lobeserhebungen aus; nur Voiture, der mit von der Gesellschaft war, sagte kein Wort.

„Nun?

„Nun? Was sagen Sie davon?“ fragte ihn einer.

„Ich sage,“ antwortete Voiture, „daß ich „in meinem Leben weder so gut, noch so spät, noch „so zeitig habe predigen gehört.“

* * *

Ein Jude both einst der Königin Elisabeth von England eine Perle vom schönsten Wasser und ungeheurer Größe für zwanzig tausend Pfund Sterling zum Verkauf an. „Ich würde es in meinem „Leben nicht bey mir selbst verantworten können,“ antwortete die Königin, indem sie die Perle zurück gab, „so vieles Geld für etwas auszugeben, das „doch im Grunde zu nichts nützze ist!“

Der Jude machte Anstalt sich wieder einzuschiffen, um sein Juwel irgend einem andern Hofe anzubiethen. Thomas Gresham, Esq. und Kaufmann in London, ein Mann, dem die Ehre seiner Nation am Herzen lag, und der sehr reich war, hörte von dem Vorfalle, und ließ den Juden zu sich zu Tische bitten.

„Die

„Die Königin hat Ihre Perle nicht gekauft,“ sagte er bey Tische zu ihm, „und ich kann mir leicht „vorstellen, auf welche Vermuthung Sie das bringen „kann — ich behalte sie um den verlangten Preis, „und werde sie Ihnen sogleich baar bezahlen.“

Als das geschehn, und der Jude sein Geld eingestrichen hatte, ließ Gresham einen Mörser bringen, stieß die Perle zu Pulver, schüttete das in ein Glas mit Wein, und trank es auf die Gesundheit seiner Monarchin aus.

„Es geschah nicht etwa aus Geldmangel,“ sagte er alsdann, „daß die Königin Ihre Perle nicht „kaufte; es war Caprice von ihr, denn Sie sehen „wohl, daß es einer Monarchin, welche Unterthanen hat, die auf einen Zug zwanzig tausend Pfund „auf ihre Gesundheit zu vertrinken im Stande sind, „nie an Gelde fehlen kann.“

* * *

Der gelehrte Abbee Gogliani machte auf Befehl des Pabstes Benedikt des Vierzehnten eine mineralische Reise auf den Vesuv. Er schickte dem Pabste eine ganze Kiste voll von entdeckten Merk-

würs

würdigkeiten zu, und sein Brief enthielt weiter nichts, als die Worte aus der Schrift:

Dic ut lapides isti panis fiant.

(Gieb daß diese Steine Brod werden.)

Der Pabst schickte ihm einen langen theologischen Commentar über diese Stelle zurück, begleitet mit einer Anweisung auf eine beträchtliche Pension, und ein Billet folgenden Inhalts:

„Ich weiß, daß Sie in die Untrüglichkeit „der Päbste nicht den geringsten Zweifel sez„zen; dem ohngeachtet schicke ich Ihnen hier„mit einen neuen Beweis davon zu, um Ih„ren Glauben zu stärken. Nur das Oberhaupt „der Kirche kann den wahren Sinn der Bibel „fassen, und Sie werden in dem beyliegenden „Commentar finden, daß ich auch dießmal in „den eigentlichen Geist der mir eingeschickten „Stelle gedrungen bin. Ich kann Ihnen ver„sichern, daß ich nie einen Commentar mit „größerm Vergnügen verfertigte.“

* * *

Ludwig der Vierzehnte fragte einmal den Marschall d'Uxelles, warum er sich nicht verheirathete?

„Sire," antwortete dieser, „weil ich noch kein „Weib gefunden habe, dessen Mann, und noch kei„nen Menschen, dessen Vater ich seyn möchte."

* * *

Der spanische Gesandte gab sich die größte Mühe, den Pabst Alexander den Achten zu überreden, daß er sich gegen Ludwig den Vierzehnten erklärte. Zu dem Ende stellte er ihm die Kräfte dieses Monarchen ganz erschöpft vor, und versicherte ihm, er sey schon nicht mehr im Stande, seine Truppen zu unterhalten.

„Das glaub' ich beynahe selbst," antwortete der Pabst, „denn er unterhält sie schon seit einiger Zeit „auf Kosten seiner Nachbarn."

* * *

Während der Minderjährigkeit Ludwigs des Funfzehnten war der Cardinal Fleury Instruk-

tor,

tor, und der Marschall von Villeroy Gouverneur des jungen Prinzen.

Der Marschall, der weder ein großer Stylist, noch ein Schönschreiber war, schrieb einmal ein Billet an den Cardinal, aber so unleserlich, so unzusammenhängend, daß es dem Cardinal schlechterdings unmöglich war, den Sinn davon zu errathen.

Der Cardinal, einer der liebenswürdigsten angenehmsten Männer seines Zeitalters, und übrigens ein guter Freund des Marschalls, schrieb ihm zurück, und bath ihn, er möchte doch die Güte haben, sich etwas deutlicher und leserlicher auszulassen, wenn er haben wollte, daß man ihn verstünd.

Der Marschall schrieb noch einmal, und dießmal war es ihm, nicht ohne blutigen Schweiß, gelungen, sich dem Cardinal in etwas verständlicher zu machen.

„Lassen Sie uns den Vorfall mit denen Billets geheim halten, mein lieber Marschall," sagte der Cardinal den Tag darauf zu ihm: „Frankreich „darf es nicht erfahren, daß sein künftiger Beherrscher einen Instruktor hat, der nicht lesen, und „einen Gouverneur, der nicht schreiben kann."

* * *

Der Präsident Montesquieu hatte einmal einen kleinen Wortwechsel mit einem Parlamentsrath von Bordeaux. „Wenn das nicht alles so wahr ist, „Herr Präsident," schrie der Parlamentsrath, ein geschwäzziger und hizziger Mann, nachdem er ein langes und breites hergeplaudert hatte, „wenn „das alles nicht so wahr ist, wie ichs Ihnen da ge„sagt habe, so gebe ich Ihnen meinen Kopf!"

„Und ich nehme ihn an," antwortete der Präsident ganz trocken, „kleine Geschenke unterhalten „die Freundschaft."

* * *

Ludwig der Eilfte bethete auf seinem Todesbette sehr eifrig um seine Genesung. Franziskus de Paule, sein Beichtvater, ließ etwas über seine Seele mit einfließen.

„Lassen wir das vor der Hand noch weg," sagte der König, der nichts vom Sterben hören wollte: „wer gar zu viel auf einmal begehrt, läuft oft Ge„fahr gar nichts zu erhalten."

Der bekannte Graf Grammont, der Liebling Ludwigs des Vierzehnten, hörte nicht gern von seinem Alter reden, eine Schwachheit, worüber ihn der König oft aufzog. Eines Tages fragte der König bey der Tafel den Bischof von Senlis, wie alt er wohl den Grafen hielt?

„Ich bin drey und achtzig Jahre alt, Sire,“ antwortete der Prälat, „der Graf kann nicht viel „jünger seyn, denn wir haben mit einander studiert.“

„Der Bischof irrt sich, Sire,“ sagte Grammont, „wir beyde haben in unserm Leben nicht „studiert.“

* * *

Er überraschte einmal zwey von seinen Leuten, welche sich heftig zankten und schlugen. Sie waren so in der Hizze, daß sie ihn nicht gewahr wurden. Er behorchte sie, und durch die Vorwürfe, die sie sich gegenseitig machten, erfuhr er, daß die Rede von fünf Louisd'or war, die sie ihm gestohlen hatten, und wovon der eine durchaus drey auf seinen Theil haben wollte. Der Graf zog einen Louisd'or aus der Tasche, und warf ihn zwischen sie.

„Dahier,“ sagte er, „damit ein jeder drey hat, „sonst seyd Ihr Esel noch im Stande, und brecht „Euch um eines lumpichten Louisd'ors willen die „Hälse!“

* * *

Ein Gascognier borgte ihm hundert Louisd'or ab. Er war für einen sehr schlechten Bezahler bekannt; nichts desto weniger gab ihm sie Grammont, um ihn los zu werden, und that fest darauf Verzicht, sie jemals wieder zu bekommen. Dießmal wurde er doch in seiner Erwartung betrogen. Der Gascognier hielt richtig Wort. Einige Zeit darauf sprach er den Grafen um eine ähnliche Summe wieder an.

„Nein mein Herr,“ antwortete Grammont, „zweymal betrügt man mich nicht.“

* * *

Der berüchtigte Ablaßkrämer Tezel hatte in der Nähe von Leipzig einen sehr guten Markt gemacht, und war auf der Reise begriffen, seine Baarschaft in Sicherheit zu bringen.

Der Besitzer eines Gutes, durch welches er mußte, lauerte ihm mit einigen Leuten auf, und nahm ihm das ganze Geld ab.

Man denke was Tezel für Lärmen machte! Wie er den Räuber in den Bann that, wie er ihm mit dem Fluche des Pabstes und mit ewiger Verdamniß drohte.

„Hab' ich dir nicht neulich Ablaß für eine große „Sünde abgekauft, die ich zu begehn im Sinne „hatte?" fragte dieser, indem er seinen Ablaßzettel vorzeigte.

Tezel konnte ihm das nicht abläugnen.

„Nun so mache dich mit deinem Banne und mit „deiner Hölle nicht so breit!" antwortete der andre: „die Leute möchten sonst dahinter kommen, daß deine „Waare nichts taugt!"

* * *

Lord Rochester, einer der liebenswürdigsten Libertins am Hofe Carls des Zweyten hatte unter andern Gedichten auch ein Lob der Poltronerie geschrieben, worin er bewies, daß der Mensch, er möchte auch mit noch so festen Nerven, und so starken Anlagen der Natur gebohren seyn, doch

immer äußerlicher Eindrücke, Veranlassungen und Umstände bedürfe, um brav zu seyn.

Er saß einmal in einem Caffeehause in London, wohin einer kam, der vorher Stockschläge bekommen hatte, ohne sich deswegen zu beschweren, oder an seinem Beleidiger Rache zu nehmen. Mylord ging auf ihn zu:

„Ich habe Sie immer für meinen Freund gehalten, —" sagte er im Tone des Vorwurfs und ganz laut zu ihm.

„Mylord erzeigen mir gar zu viel Gnade!" fiel ihm der andre ins Wort, dem dieser Ton außerordentlich schmeichelte und überraschte.

„Nein, nein," fuhr Mylord fort, „ich habe „alle Ursache, Ihnen Vorwürfe zu machen! Sie „haben lezthin Stockschläge bekommen, ohne sich nur „im geringsten dagegen zu regen oder zu vertheidigen. „Wenn Sie mir nur vorher ein Wörtchen davon „gesagt hätten, so hätte ich sie Ihnen gegeben. Ich „habe lezthin das Lob der Poltronerie geschrieben, „und da hätte ich eine so gute Gelegenheit gehabt, „meinen Credit wieder herzustellen!"

Etwas

Etwas über die Ordalien,

oder

die Gottesurthel der Alten.

Ein Auszug aus einem Memoire des Duclos.

Es giebt Gegenstände in der Geschichte, über welche eine große Anzahl Geschichtschreiber geschrieben haben, und gleichwohl sind diese Gegenstände nicht immer die, über welche alles erschöpft ist, was darüber zu sagen wär; sehr natürlich! Ein Geschichtschreiber ist oft nur das Echo des andern. Man findet fast immer in ihren Büchern das nämliche; oder wenn ja der eine dem andern widerspricht, wie kann der wißbegierige Leser erfahren, welcher recht hat? Es bleibt ihm nichts übrig als lesen, und immer lesen, und so kann er eine ganze Menge von Büchern durchlaufen, ohne etwas Neues zu erfahren, oder seine Zweifel über das und jenes gehoben zu sehen.

Stößt er auf Thatsachen, welche auf verjährte Gebräuche oder Gewohnheiten der ältern Völkerschaften Bezug haben, dann ist er noch übler dran. Die Dunkelheit, in der wir immer noch über eine Menge Vorfälle und Umstände sind, rührt gewiß von nichts anderm her, als weil uns die Geschichtschreiber fast immer bloß und allein diese Vorfälle erzählen, ohne der Sitten und Gebräuche ihres Zeitalters oder ihrer Nation zu erwähnen; diese lassen sie uns aus den Thatsachen nur errathen. Ihre Werke kommen auf uns, aber ihre Sitten nicht; und so bleiben eine Menge Vorfälle und Begebenheiten für uns mit dem Schleyer einer ewigen Dunkelheit und Ungewißheit bedeckt, die zu ihrer Zeit so klar wie der Tag waren. So kann zum Beyspiel der planste, deutlichste Brief eines Freundes an einen andern für einen dritten, der die Umstände nicht weiß, auf welche sich der Brief bezieht, ein ewiges Räthsel bleiben.

Unter die sonderbarsten und auffallendsten Gebräuche unsrer Vorfahren, über welche wir immer noch nicht ganz im klaren sind, gehören unstreitig die Wahrheitsproben, womit sie in zweifelhaf-

ten civil- oder peinlichen Fällen die Eide unterstüz-ten. Die Richter erkannten dem Beklagten den Eid zu, und dieser mußte sich nach diesem, zum Beweise, daß er recht geschworen habe, irgend einer solchen Probe unterziehen. Diese Proben wurden Gottesurthel genennt, weil man fest glaubte, der Ausgang dieser Probe, den man zu einer andern Zeit dem bloßen Zufalle, dem puren Ohngefähr zugeschrieben haben würde, in diesen Fällen das Werk einer höhern Macht sey, wodurch die Wahrheit an den Tag gebracht, und der Meineid augenscheinlich bestraft würde.

Die Schriftsteller welche dieser Gottesurthel erwähnen, führen mehrentheils nur einzelne Thatsachen ohne Verbindung an, und oft sind diese Thatsachen voller Widersprüche, und mehr fähig, Zweifel zu erregen als zu heben.

Ich will versuchen, ob ich über diesen Punkt etwas deutlicheres und bestimmteres sagen kann.

Zu der Zeit, als die Römer Gallien unterjochten, waren die Bewohner dieses Reichs eine wilde barbarische Nation, welche noch nicht verdorben genug war, um viele Gesezze zu haben; denn

Ge-

Gesezze halten immer mit dem Laster gleichen Schritt, und je mannigfaltiger und zahlreicher die Criminalgesezze eines Landes sind, je mannigfaltiger und zahlreicher sind auch die Verbrechen die darin herrschen: das ist ein Schluß, welcher nie trügt. Die Römer beherrschten, wie bekannt, alle ihre Provinzen nach Einer Regierungsform, und nach dem Maße, nach welchem sich ihre siegreichen Waffen verbreiteten, verbreiteten sich auch ihre Gesezze.

Die Gallier waren also gezwungen, zugleich mit der römischen Bothmäßigkeit auch die römischen Gesezze anzuerkennen, und durch diese machten sie wahrscheinlich mit einer großen Menge von Lastern und Verbrechen die erste oder nähere Bekanntschaft, wenigstens was die raffinirten Verbrechen und Laster betrifft.

Hierzu kam noch, daß diese rohen Menschen die Römer bewunderten und anstaunten; sie fingen an sie nachzuahmen, sich zu poliren, und dergleichen Polituren geschehn mehrentheils auf Kosten der Unschuld: die Nachäffung des römischen Luxus that das übrige. Sie wurden die Nachahmer und zugleich die Sclaven ihrer Ueberwinder; denn nunmehr

fiel

fiel es ihnen gar nicht ein, auch nur einen Versuch zu machen, ob sie ihr Joch abwerfen könnten.

Die Gallier waren schon durch und durch römisch, als sich die Franken ihrer bemächtigten. Diese waren in ihren Sitten noch eben das, was die vormaligen Gallier gewesen waren. Ihre Gesezze bestanden bloß in alten Herkommen, in alten Gebräuchen ihrer Vorfahren. Man darf nur einen Blick auf die Sammlungen ihrer Gesezze werfen, um von der Einfalt und Rohheit ihrer Sitten einen Begriff zu haben. Fast alle Fälle, gegen welche sie gerichtet sind, laufen auf Streitigkeiten, Balgereyen und Raubereyen hinaus, welche im Rechte des Stärkern ihren Grund haben.

Die ersten fränkischen Könige behielten ihre alten Gebräuche und Herkommen bey, und ließen die Gallier und Römer, welche damals Ein Volk ausmachten, nach römischen Sitten ungestört fortleben.

Diese Mischung der Völkerschaften hatte den sehr natürlichen Erfolg, daß die Sieger nach und nach manches von den Sitten und Gebräuchen der Besiegten annahmen, so wie es diese ihrer Seits mit den Gebräuchen der Sieger auch thaten, so daß es

gar bald Gebräuche gab, welche beyden Theilen durchaus allgemein wurden, unter welche denn die sogenannten Gottesurthel auch mit gehörten.

Ehe die Franken etwas von der Schreibekunst wußten, und auch selbst da, als sie schon unter ihnen bekannt war, bedienten sie sich bey ihren Prozessen mehr der Zeugen als der Gründe und Ansprüche. Aber sey es nun, daß die Anzahl dieser Zeugen nicht immer hinlänglich, oder ihre Zeugnisse nicht immer zuverlässig genug waren, genug, es gab sehr oft zweifelhafte Fälle: und diese Fälle waren es, in welchen man sich der Wahrheitsproben oder Gottesurthel bediente.

Dieser Wahrheitsproben gab es vielerley, sie lassen sich aber in drey Klassen bringen. Der Eid, der Zweykampf, und die eigentlichen Ordalien, oder Proben durch Elemente.

Der Eid, den man auch die geistliche oder canonische Reinigung (Purgatorium canonicum) nannte, wurde auf verschiedene Arten abgelegt. Der Beklagte nahm eine Hand voll Spreu, warf sie in die Luft, und rufte den Himmel zum Zeugen seiner Unschuld an; dann und wann nahm

er auch eine Lanze in die Hand, und erklärte, er sey bereit, mit dem Schwerd das zu vertheidigen, was er durch den Eid bekräftigt habe. Aber die gewöhnliche Art, welche sich auch in der Folge noch erhielt, war, auf einem Grabe, oder auf Reliquien, auf dem Altar oder dem Evangelienbuche zu schwören.

Wenn es auf eine schwere Beschuldigung ankam, die zwar durch verschiedne Zeugen bekräftigt wurde, deren Anzahl aber nach den Gesezzen nicht hinlänglich war, so entstand aus der Aussage dieser Zeugen nichts weiter, als eine bloße Vermuthung oder Präsumtion gegen den Angeklagten, mehr oder weniger stark, nachdem die Anzahl der Ankläger war. Dieser Fall kam sehr oft vor, weil damals die Gesezze viele Zeugen zum gültigen Beweis forderten. Gegen einen Bischof mußten zwey und siebzig, gegen einen Priester vierzig seyn, und gegen einen Layen mehr oder weniger, je nachdem er von höherem oder niedrigerem Stande, oder das Verbrechen größer oder geringer war. War diese Anzahl nicht voll, so konnte der Angeklagte nicht für schuldig erkannt werden. Aber in diesem Falle mußte er

Gegenzeugen aufstellen, oder der Richter gab sie ihm ex officio zu, und zwar so viele als Ankläger waren, gemeiniglich waren es aber zwölf Personen. Diese Zeugen nun bezeugten die Unschuld des Angeklagten, oder, wie wir dem gesunden Menschenverstande der damaligen Zeiten zu gefallen lieber glauben wollen, sie erklärten, daß sie den Angeklagten für unfähig hielten, das Verbrechen zu begehn, dessen man ihn beschuldigt hatte. Dadurch entstand dann eine Präsumtion für ihn, welche die gegen ihn erhobene Anklage entweder völlig niederschlug, oder doch wenigstens sehr unsicher machte. Wir finden in der Geschichte ein sehr sonderbares Beyspiel eines solchen Eides.

Guntram, König von Burgund, weigerte sich, Clothar den zweyten für einen Sohn seines Bruders Chilperich zu erkennen. Fridegunde, Clothars Mutter, legte einen Eid auf die Aechtheit seiner Geburt ab, und derselbe Eid wurde noch durch drey Bischöfe und dreyhundert andre Zeugen abgelegt. Jezt machte Guntram nicht die geringsten Umstände mehr, den Clothar für seinen Neffen anzuerkennen.

Man muß gestehn, wenn sich auch dieser gute Herr die etwas ungalante Freyheit nahm, an der Tugend seiner Schwägerin zu zweifeln, so war er doch auf der andern Seite nicht verstockt genug, lange auf seinen Zweifeln zu beharren, denn es bedurfte wie man sieht nicht so gar viel, sie ihm aus dem Kopfe zu bringen.

Gut daß diese Art von Legitimation zu unsern Zeiten nicht mehr Mode ist! Es dürfte mancher armen Mutter schwer werden, zu einem solchen Beweise ihrer ehelichen Keuschheit die hinlängliche Anzahl Zeugen aufzutreiben. Aber unsre heutigen Schwäger sind dafür auch galanter als Guntram.

Einige Gesezze verlangten auch, daß, wenn die Rede von einem Ehebruche war, die Angeklagte Zeugen von ihrem Geschlechte mußte mitschwören lassen.

Man möchte wohl beynahe fragen, ob diese Gesezze das aus Milde, oder aus Strenge so forderten?

So viel ist gewiß, daß diese Völker gegen die Eide außerordentliche Ehrfurcht hatten. Es wurde ihnen sehr schwer zu glauben, daß man einen Mein-

eid thun könnte. So einen hohen Begriff uns das von ihrer Redlichkeit beybringt, so einen lächerlichen entehrenden Begriff machen uns die Mittel, deren sie sich bedienten, die Meineide zu vermeiden und zu vernichten, von ihrem Verstande, denn diese Mittel sind in der That äußerst abgeschmackt.

König Robert verlangte einen Eid von seinen Unterthanen, fürchtete aber daß sie falsch schwören möchten. Er ließ sie also, um doch ihre armen Seelen wenigstens zur Hälfte zu retten, über einem Reliquienkasten schwören, aus welchem er aber die Reliquien vorher hatte heraus nehmen lassen. Ein großer Beweis von der Philosophie damaliger Zeiten!

Zuweilen beharrte der Ankläger, troz des Beklagten Eide, auf seiner Beschuldigung, und dann verlangte entweder der Eine zum Beweis, daß seine Anklage gegründet sey, oder der Andre zum Beweis seiner Unschuld einen Zweykampf; oft verlangten sie ihn auch alle beyde: dazu mußten sie aber vorher durch einen Spruch des Richters autorisirt seyn. Sprach nun der Richter auf ein Pfand des Streites aus, so warf der Beklagte ein Pfand hin, welches

gemeiniglich in einem Handschuh bestand. Dieses Pfand hob dann mit Erlaubniß des Richters entweder der Kläger oder der Beklagte auf, und von diesem Augenblicke an waren beyde Gegner Gefangne, oder wurden Leuten zur Verwahrung anvertraut, welche für sie bürgen mußten. Wenn das Kampfpfand einmal geworfen und aufgenommen war, so konnten sich beyde Partheyen nicht ohne Erlaubniß des Richters wieder vergleichen, und diese Erlaubniß war außerordentlich schwer zu erlangen: und dann mußte die Strafe bezahlt werden, die der Lehnsherr an den Gütern und der Verlassenschaft des Ueberwundenen zu fordern das Recht hatte.

Wenn einer der Partheyen vor dem Zweykampfe die Flucht nahm, so wurde er ehrlos und entweder für einen überwiesenen Verbrecher, oder für einen falschen Ankläger erklärt.

Der Richter bestimmte den Tag des Kampfes, den Ort wo er gehalten werden, und die Zeit wie lange er dauern sollte. Er verordnete und untersuchte die Waffen; die Streitenden mußten sich vor ihm auskleiden, damit man überzeugt war, daß alles ohne Trug und Zauberey zuging, denn der

Teufel hatte in damaligen Zeiten noch erstaunlich viel Credit. Wenn das geschehn war, so wies er ihnen selbst ihre Plåzze an, damit beyde gleichen Vortheil des Lichts hatten.

Ehe man di/ Schranken erőffnete, mußten dem Richter Pfånder übergeben werden, das war die Bürgschaft für die Strafe, die der Besiegte an den Herrn zu bezahlen hatte; dann wurden Gebete über die Waffen gesprochen, von welchen wir noch einige Formeln haben. Hierauf geschah eine nochmalige Ausforderung, und die Streitenden begannen den Kampf.

Wenn die gesezte Zeit des Kampfes verstrichen war, oder die Nacht einbrach, ohne daß einer über den andern einen entscheidenden Vortheil erhalten hatte, so wurde der Beklagte als der Ueberwinder betrachtet: der Ueberwundne wurde dann eben so bestraft, als ob Er das Verbrechen begangen hätte, wovon die Rede war.

Die Probe durch den Zweykampf gehőrte eigentlich für die Adelichen: jedoch waren die Geistlichen, die Kranken, die Krüpel, die jungen Leute welche noch unter ein und zwanzig, und die

Alten welche über sechzig waren, davon dispensirt. Dann und wann erlaubte man sie diesen wohl auch, dann und wann mußte sich ein Champion an ihrer Statt schlagen.

Diese Champions waren Bravi von Profession, welche sich für eine Summe Geldes für diejenigen schlugen, die zum Zweykampf nicht tüchtig waren: auch die Weiber konnten sich ihrer bedienen. Sie waren ehrlos, und kämpften immer zu Fuße, und bekleidet. Derjenige, welcher so einen Champion für sich kämpfen ließ, wurde während des Zweykamfs als Geißel bewahrt, und wenn sein Champion überwunden war, so traf beyde einerley Strafe. An manchen Orten war das Schicksal der Champions noch härter, denn wenn er besiegt war, so wurde ihm entweder die Hand abgehauen, oder er wurde gar todtgeschlagen: dahingegen der, für den er gekämpft hatte, mit einer Geldbuße davon kam, versteht sich, wenn von keinem Verbrechen die Rede war, worauf das Leben stand.

Nur der Beklagte durfte sich eines Champions bedienen, der Kläger mußte immer in eigner Person kämpfen.

Guntram, König von Burgund, fand eines Tages in einem Walde einen getödteten Büffel: ein Holzwächter sagte auf einen Kämmerer aus. Dieser läugnete die That, und Guntram bestand darauf, die Sache müsse durch den Zweykampf entschieden werden. Der Kämmerer war ein alter kränklicher Mann; sein Neffe mußte sich also an seiner Stelle schlagen. Dieser junge Mann verwundete seinen Gegner so daß er zu Boden stürzte; aber indem er ihn entwaffnen wollte, that er einen Fehltritt, fiel in das Schwerd seines Feindes und war im Augenblicke todt. Der Kämmerer wollte entfliehn, aber er wurde ergriffen und auf der Stelle gesteinigt. Aus diesem Beyspiele könnte man schließen, daß die Strafe eines Ueberwundenen, den man dadurch für des Meineids überwiesen ansah, viel strenger war, als die Strafe des Verbrechens selbst, worüber geschworen worden war. Denn es ist kaum zu glauben, daß bey einem Volke, wo man sich sogar von der Todesstrafe loskaufen konnte, das Leben darauf sollte gestanden haben, wenn man einen Büffel tödtete.

Die

Die Wahrheitsprobe durch den Zweykampf wurde so allgemein, und war so sehr im Geschmack der damaligen Zeit, daß man sehr bald anfing, sie nicht allein in Criminalfällen, sondern auch zur Entscheidung aller Arten von Streitfragen zu brauchen. Wenn über das Eigenthum irgend eines Gutes, oder über den Stand oder das Herkommen einer Person ein Streit entstand, und das Recht und die Ansprüche auf der einen oder der andern Seite nicht völlig deutlich und erwiesen waren, so bediente man sich der Champions um den Handel zu entscheiden.

Der Kaiser Otto legte den Gelehrten im Jahre 968 die Frage vor, ob die Repräsentation in linea recta Statt habe oder nicht? Die Herrn waren nach ihrer Gewohnheit nicht einig darüber: einige waren für, andre dawider. Man ließ zwey Champions auftreten, welche diesen Rechtspunkt entscheiden mußten. Der, welcher für die bejahende Parthie kämpfte, behauptete des Feld, und der Kaiser befahl sogleich, daß sie künftig Statt haben sollte.

Die erste Art von Gottesurtheln, deren sich auch die Adelichen, die Priester und andre freye

Personen bedienten, welche keine Waffen trugen, und zum Zweykampf nicht verbunden waren, war die Probe mit dem glühenden Eisen.

Dieses Eisen war eine Stange, ungefähr drey Pfund schwer, welche mit ganz besondern Feyerlichkeiten geweiht war, und in einer Kirche aufbewahrt wurde, welche aber dazu ein ganz besonderes Recht haben mußte, denn alle Kirchen hatten es nicht. Eine Auszeichnung, welche eben so einträglich als ehrenvoll war, weil derjenige der diese Probe machte, eine gewisse Summe an die Kirche bezahlen mußte. Diese Probe ging folgendergestalt vor sich.

Nach einer dreytägigen Fasten bey Wasser und Brod hörte der Beklagte erst eine Messe, communicirte dabey, legte aber, ehe er das Sakrament empfing, den Eid für seine Unschuld ab. Alsdann wurde er auf den zur Probe bestimmten Plaz hingeführt, wo man ihn reichlich mit Weihwasser besprengte, ihm auch wohl welches zu trinken gab. Hierauf nahm er das Eisen, daß man nach Maßgabe des stärkern oder geringern Verdachts, oder der Wichtigkeit oder Unwichtigkeit des Verbrechens, mehr oder weniger geglüht hatte, in die Hand, und hob es entweder

zwey-

zwey, dreymal auf, oder trug es auch wohl eine gewisse Strecke, je nachdem es das Urthel mit sich brachte. Unterdessen sagten die Priester gewisse dazu besonders bestimmte Gebete her, und wenn die Probe vorbey war, so steckte man die Hand des Beklagten in einen Sack, den man sorgfältig zumachte, und auf welchen der Richter und der Kläger ihre Siegel drückten. Erst nach drey Tagen wurde der Sack wieder eröffnet, und wenn dann an der Hand kein Brandfleck sichtbar war, oder, nachdem die durch das glühende Eisen verursachte Beschädigung stärker, oder schwächer war, nachdem wurde der Beklagte für schuldig oder unschuldig erkannt.

Dieselbe Feuerprobe geschah aber auch noch auf andre Art, indem der Beklagte entweder seine Hand in einen glühenden Handschuh von Eisen stecken, oder mit bloßen Füßen über neun glühende Eisenstangen gehen mußte.

Dann gab es auch noch eine mit siedendem Wasser. Dieses war in einem Kübel, in welchen der Beklagte greifen, und einen Ring, der darin höher oder tiefer aufgehängt war, nachdem es das Urthel mit sich brachte, herausholen mußte.

Der Pabst verdammte alle diese Proben als betrügerisch und abergläubisch, und Friedrich der Zweyte untersagte sie als albern und lächerlich.

Die kalte Wasserprobe war sehr einfach, aber dafür war sie auch nur unter den gemeinen Leuten Mode. Nachdem man über den Beklagten einige Gebete gesprochen hatte, band man ihm die linke Hand und den rechten Fuß, die rechte Hand und den linken Fuß zusammen, und warf ihn so in den Fluß. Erhielt er sich über dem Wasser, so erklärte man ihn für überwiesen, sank er, so war er unschuldig. Auf diese Art gab es natürlicher Weise wenig Schuldige, denn ein Mensch welcher so zusammen gebunden ist, berührt eine Wasserfläche, deren Masse ungleich leichter ist, als sein Convolut, und da er nichts thun kann, um sich oben zu erhalten, so muß er wohl sinken. Ein Grundsaz der Hydrostatik der so einfach und so ausgemacht ist, konnte wohl auch damals nicht unbekannt seyn; aber die Einfalt jenes Zeitalters erwartete überall Wunder; und man glaubte steif und fest, daß der Himmel keines versagen würde, sobald es darauf ankäme, die Unschuld zu retten, und die Wahrheit an den Tag zu bringen.

Die

Die kalte Wasserprobe war um das neunte Jahrhundert sehr gewöhnlich, denn Ludwig der Schwache verboth sie im Jahre 829 durch ein ausdrückliches Capitulare. Einige Zeit nachher aber kam sie wieder in Gang, und dauerte bis 1215, wo sie durch das Lateranische Concilium schlechterdings verbothen wurde. Im funfzehnten Jahrhundert wurde sie in Westphalen wieder Mode, und von da kam sie allmählich wieder nach Frankreich hinüber; es giebt eine Untersagungsakte dagegen vom Pariser Parlamente, unterm ersten December, 1601. Man will sogar in einigen Provinzen noch Spuren davon finden, aber nicht bey Rechtsfällen.

In den alten Gesezzen werden noch Proben des Kreuzes und Proben des Abendmahls erwähnt.

In der erstern stellten sich beyde Partheyen mit ausgestreckten Armen einem aufgestellten Kreuze gegenüber. Der welcher das am längsten aushalten konnte, gewann den Prozeß. Kaiser Lothar untersagte sie.

Die zweyte bedarf keiner weitern Beschreibung, denn die Sache liegt im Worte. Ueberdem ist sie

auch

auch noch in unsern Tagen gewöhnlich, denn noch pflegen die Orthodoxen auf eine gegebene Versicherung, auf eine eingegangene Verbindung, auf einen abgelegten Eid das Abendmahl zu nehmen, um zu beweisen, daß sie bona fide zu Werke gehn, oder daß sie keinen Meineid gethan haben. Das ist im Grunde auch nichts anders, als eine Aufforderung der göttlichen Strafgerechtigkeit, sich an ihnen durch rächende Beyspiele zu offenbaren, im Fall, daß sie das Abendmahl unwürdig genießen.

Pabst Adrian der Zweyte ließ den König Lothar von Provence und Lothringen diese Probe zu Rom ablegen. Der König schwur, indem er das Abendmahl nahm, und alle französische Herren und Ritter, welche ihn begleiteten, schwuren mit ihm, daß er seine Concubine Waldrade verabschiedet habe. Das war aber nicht an dem: und diesem Meineide schreibt man Lothars Tod zu, welcher einen Monat darauf im Jahr 868 erfolgte.

Pabst Alexander der Zweyte stellte diese Probe ab.

Bey denen so mancherley Proben, welche im Gange waren, muß man einen Unterschied machen,

unter denen, welche ganz mit natürlichen Dingen zugehn, und denen, welche etwas übernatürliches voraussezzen.

Daß man in zweifelhaften und unerwiesenen Fällen dem Beklagten den Eid zuerkannte, das ist so vernünftig als menschlich. Ehe man Gefahr lief, einen Unschuldigen zu verdammen, beruhigte man sich lieber bey seiner eidlichen Versicherung, und überließ Gott die Strafe, wenn diese nicht gegründet war.

Was den Zweykampf betrift, so ist an sich auch nichts übernatürliches dabey, denn zwey Menschen können sich schlagen, und der eine kann den andern besiegen, ohne daß das geringste Wunderwerk dabey nöthig wär. Nur war das Abergläubische dabey, daß man den Sieg des Einen, oder die Niederlage des Andern für einen entscheidenden Beweis des Grundes oder Ungrundes der Anklage nahm; daß man nicht bedachte, daß Stärke und Gesundheit des Körpers oder mehrere Uebung in der Fechtkunst unmöglich ein entscheidender Beweis für Recht und Unschuld seyn könne.

Wenn beyde Kämpfer blieben, so wurde der Angeklagte als überwiesen angesehn; vermuthlich sezte man alsdann voraus, daß Gott den Ankläger für irgend ein geheimes Verbrechen strafte.

Manche von denen, die glücklich und unbeschädigt beym Kampfe davon gekommen und ihren Gegner besiegt hatten, wurden in der Folge schuldig befunden; es zeigte sich klar und deutlich, daß sie die Verbrechen wirklich begangen hatten, deren sie angeklagt worden waren. Aber das gereichte ihnen weiter zu keinem Nachtheile, weil dem Gesezze zufolge der Verbrecher nicht weiter zur Verantwortung durfte gezogen werden, sobald er einmal die Wahrheitsprobe gemacht hatte. Da dergleichen Fälle oft vorkamen, so ists wirklich sonderbar, daß sich diese Probe durch den Zweykampf dennoch so lange im Credit erhielt. — Doch nein, so gar sonderbar ist das nicht. Lehrt uns doch die Erfahrung, daß die albernsten, die abgeschmacktesten Gebräuche und Dogmen immer die eifrigsten Vertheidiger und Anhänger finden. Der Mensch hängt am Wunderbaren, und dieser Hang kömmt unsern Orthodoxen trefflich zu statten, weil er ihre Schüler gegen die gesunde Vernunft mißtrauisch oder wohl gar gehässig macht.

Ein

Ein gewisser Ausel hatte die Kirche zu Laon bestohlen. Er hatte seinen Raub an einen Kaufmann verkauft, welcher ihm eidlich versicherte, die Sache nicht zu verrathen. Kurz darauf erging wie billig ein fürchterlicher Bannstrahl gegen den Räuber und seine Mitschuldigen; das traf dem Kaufmann das Gewissen: er ging hin, und zeigte die Sache an. Ausel legte einen Eid ab, daß die Anklage falsch sey, und erboth sich, zum Beweis seiner Unschuld gegen seinen Ankläger zu kämpfen: der Zweykampf ging vor sich, Ausel erlegte seinen Gegner, und wurde folglich frey und unschuldig erklärt. Weil die Expedition diesesmal so gut abgelaufen war, so wiederholte er sie kurz nachher in derselben Kirche noch einmal, wurde dabey ertappt, folglich des Kirchenraubs überwiesen, und gestand auch sogar den vorhergegangenen ein. Der Fall wurde den Casuisten vorgelegt, welche die Parthie des Zweykampfs hielten; die Herren hatten nicht einmal Verstand genug, über ihre Antwort nur im mindesten verlegen zu seyn: sie antworteten kurz und gut, der Kaufmann hätte nothwendig im Zweykampfe bleiben müssen, weil Gott dadurch den Meineid bestraft hätte, dessen er sich an Ausel schuldig gemacht hätte.

Es

Es giebt Vorfälle im menschlichen Leben, welche den Denker oft stuzzen machen; aber Bigotterie, Dummheit und Aberglaube haben immer Erklärungen bey der Hand, sich alle Zweifel darüber zu heben.

Hier leidet der Unschuldige die Strafe die den Verbrecher treffen sollte — „Wer weiß," sagt man, „wodurch er sie bey einer andern Gelegenheit verwirkt hat!" — Dort wird ein Verbrecher ertappt und bestraft — „Seht, das ist Gottes rächender Arm!" — Hier schmachtet der Rechtschaffne in Elend und Noth, sieht alle seine Hoffnungen vereitelt, alle seine Aussichten vernichtet, ist mit den besten Talenten, dem vortrefflichsten Herzen ein Bettler — „Das ist Prüfung Gottes!" — Dort schlemmt der Bösewicht ungestraft von armer Wittwen und Waysen Blute und Schweiße, saugt dem Rechtschaffnen das Mark aus, häuft Verbrechen auf Verbrechen, Schandthaten auf Schandthaten, und alles gelingt ihm was er unternimmt, alle seine Plane glücken ihm — „Das ist augenscheinlich Gottes Langmuth!" sagt man: „Gott will ihn durch Nachsicht und Gnade auf den Weg der Besserung führen!" oder, „sein Stündlein ist noch nicht

„kom-

„kommen! Das Maß seiner Sünden ist noch nicht „voll!“ — Hat er Verschlagenheit und Kopf genug, seine Schandthaten unter den Mantel der Frömmigkeit zu verstecken, geht er fleißig in die Kirche, und prahlt dann und wann mit Almosen — „Das ist ein frommer Mann,“ schreyt man, „ein „Mann nach dem Herzen Gottes! Aber dafür segnet ihn unser Herr Gott auch augenscheinlich!“

So entscheidet blödsichtige Andächteley und alberne Schwärmerey die Rathschlüsse der Vorsehung, welche der Philosoph als unerforschlich schweigend verehrt und austaunt.

Die Franken, so wie alle Völker welche von Norden kamen, waren eine barbarische, rohe Nation, ohne Politur, ohne Erziehung, in nichts als in den Waffen geübt. Ihr ganzes Leben war ein ewiger Krieg, eine ewige Balgerey. Sie wußten nichts von Industrie, nichts von Ackerbau, nichts von Viehzucht; sie lebten vom Raube und von der Jagd: und wenn sie das Wild und andre rohe Naturprodukte in der einen Gegend aufgezehrt hatten, so zogen sie in eine andre. Trafen sie diese bewohnt, so

mußten sie natürlicher Weise Gewalt brauchen, um sich darin festzusezzen.

Die außerordentliche Rauheit ihrer Sitten, und oft auch die Noth bestimmten sie zu immerwährenden Gewaltthätigkeiten und Usurpationen. Sie kannten kein Recht, als das Recht der Waffen. Ihre Nachkommen polirten sich zwar nach und nach, aber dieses Recht blieb doch immer bey ihnen in großen Ehren, weil sich überhaupt hier und da noch manches von den Sitten ihrer Vorältern unter ihnen erhielt. Man kann sagen, daß der Zweykampf der Genius der Nation war, daher bestand auch diese Probe am allerlängsten. Ein Vorfall, der sich unter Carl dem Sechsten ereignete, machte daß man sie abschaffte.

Die Gemahlin eines Ritters mit Namen Carrouge wurde von einem verlarvten Menschen genothzüchtigt. Sie glaubte, ihn der Larve ohnerachtet erkannt zu haben, und klagte einen gewissen Ritter mit Namen le Gris an. Carrouge ließ diesen le Gris vors Palament laden, und dieses erkannte auf den Zweykampf. Le Gris wurde verwundet, und Carrouge war folglich Sieger: da jener

aber

aber demohnerachtet die That hartnäckig läugnete, und immer noch auf seiner Unschuld beharrte, so tödtete ihn Carrouge; dieß war damals dem Sieger erlaubt. Einige Zeit nachher beichtete ein anderer auf dem Todesbette das Verbrechen, dessen man den armen le Gris fälschlich angeklagt hatte.

Da vorher schon einige ähnliche Beyspiele vorgefallen waren, so fand man für gut, die Probe durch den Zweykampf gänzlich abzustellen; wenigstens hörte sie auf, gesezmäßig zu seyn. Indessen findet man doch unter der Regierung Franz des Ersten und Heinrichs des Zweyten Beyspiele von autorisirten Zweykämpfen.

Allem Anscheine nach war der Zweykampf ursprünglich nicht gesezmäßig. Wurde ein Mensch, der gewohnt und geübt war das Schwerd zu führen, irgend einer That beschuldigt, die er entweder nicht begangen hatte, oder einzugestehn nicht für gut fand, so griff er ganz natürlicher Weise zum Schwerde: aber mehr um sich an seinem Ankläger zu rächen, als um dadurch seine Unschuld zu beweisen. War er Ueberwinder, so hüthete man sich wohl, ihm weitere Vorwüfe zu machen; seine Tapferkeit

machte, daß man ihn mit einer Art von Furcht, von Bewunderung betrachtete, und unvermerkt kam man dahin, daß man sich aus lauter Respekt nicht mehr getraute, ihn der beschuldigten Handlung für fähig zu halten. Das fromme Vorurtheil kam auch dazu, daß Gott immer auf der Seite der guten Sache sey; eben dieses Vorurtheil stärkte und befeuerte oft den Muth des Unschuldigen, und dadurch hatte er schon halb gewonnenes Spiel; man hatte vielleicht auch zu widerholten Malen durch Zufall und Umstände entdeckt, daß wirklich der Unschuldige der Sieger gewesen war. Die Resultate dieser widerholten Erfahrungen machten, daß der Zweykampf endlich gesezmäßig wurde.

Die Wahrheitsproben durch Feuer, Wasser, u. s. w. wurden von der Kirche nicht gebilligt. Man findet freylich einen Canon vom Concilium zu Tivoli vom Jahr 495, der sie als zulässig erklärt; aber dieser wurde vermuthlich bloß deswegen abgefaßt, um doch mit den Civilgesezzen, welche diese Ordalien schüzten und verordneten, nicht ganz gerade zu in Collision zu kommen. Mit Anfange des neunten Jahrhunderts schrieb Agobard, Erzbischof

von

von Lyon mit vielem Nachdrucke dagegen. Ywes von Chartres zog im eilften Jahrhundert dagegen zu Felde; er führt bey der Gelegenheit einen Brief vom Pabst Stephan den Fünften an Lambert Bischof von Maynz an, der auch im Dekret des Gratians angeführt ist. Die Päbste Celestin der Dritte, Inocenz der Dritte und Honorius der Dritte erneuerten diese Verbothe. Kurz die Kirche im Ganzen genommen, war weit entfernt, den Finger Gottes in den Ordalien zu erkennen; im Gegentheil, sie verwarf sie als abergläubisch, die Religion entehrend und betrügerisch. Nach und nach bekam das vorgebliche Wunderbare, das man sich von den bekanntesten Ordalien, die etwa in der damaligen Zeit die Aufmersamkeit der Menge am meisten auf sich zogen, vorstellte, laute und hartnäckige Widersacher. Man öffnete die Augen. Angeklagte, die man vorher gesezmäßig zu den Ordalien hätte zwingen können, weigerten sich jezt öffentlich, sich ihnen zu unterziehen. Georg Logogethes erwähnt eines solchen Falles, der sich im dreyzehnten Jahrhundert ereignete. Es wurde einem die Feuerprobe zuerkannt, und dieser weigerte sich sie zu machen, mit dem ausdrücklichen Zusazze: „Er sey kein

Narr." Der Erzbischof machte ihm deshalb noch einige Vorstellungen, und der Beklagte erklärte sich endlich, er wolle sich allenfalls wohl dazu bequemen, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, wenn ihm der Erzbischof das glühende Eisen mit eignen hohen Händen reichte. Seine Erzbischöfliche Gnaden meinten jezt selbst, es sey strafbar, Gott so zu versuchen, und fanden nicht für rathsam, weiter in ihn zu dringen.

Diese Proben konnten also bloß unter den Rechtgläubigen Anhänger und Vertheidiger finden, denn die vorwizzige Vernunft war damals eben so sehr mit der Orthodoxie im Streit wie jezt. Das was der Eine für ein Wunderwerk hält, ist in des Andern Augen nichts mehr und nichts weniger als Aberglaube, oder Betrügerey, oder auch oft etwas sehr Natürliches.

Einen großen Stoß gab ihnen ein Vorfall unter Andronicus, dem Sohn des Paläologus. Die Clerisey konnte sich über die Wahl des Patriarchen und noch über verschiedene andre Punkte nicht vergleichen. Beyde Partheyen wurden endlich einig, sie wollten ihre Stimmen und Säzze, jede

in ein besonderes Heft eintragen, beyde Hefte sollten alsdann ins Feuer geworfen werden, und diejenige Parthey, deren Heft unbeschädigt von den Flammen bleiben würde, sollte die Oberhand haben. Die Probe ging von beyden Seiten ohne alle mögliche Arglist und auf die ehrlichste Weise von der Welt vor sich, und es erfolgte, was ganz natürlich erfolgen mußte: beyde Hefte verbrannten zu Asche. Die guten Geistlichen schämten sich nicht wenig, und wagten es von nun an nicht mehr, dergleichen Proben öffentlich zu autorisiren, welche aber demohnerachtet noch nicht ganz aufhörten. Wär diese Probe nicht gar zu öffentlich vorgenommen worden, so würde man gesucht haben, sie entweder in Vergessenheit zu begraben, oder dem Dinge doch wenigstens eine etwas theologische Wendung zu geben, wie man bey Particularfällen gemeiniglich zu thun pflegte, wo oft Dummheit und Betrug die Ehre des Aberglaubens retteten. Aber die Sache war zu einfach, und der Erfolg zu allgemein bekannt.

Auch folgender Vorfall, der sich im Jahr 1103 zutrug, erregte allgemeines Aufsehen. Luitprand, ein Mayländischer Geistlicher, beschuldigte den Gro-

feslan seinen Erzbischof der Simonie, und erboth sich, die Wahrheit seiner Anklage dadurch zu beweisen, daß er durch einen brennenden Scheiterhaufen ging. Er trat, heißt es, in einen ganzen Wirbel von Flammen, welche sich vor ihm theilten, und kam unter allgemeinem Zujauchzen des Volks wieder heraus. Bloß an seiner Hand bemerkte man ein kleines Brandmahl, welches er davon getragen hatte, als er Weihwasser und Weihrauch in den Scheiterhaufen warf, und an dem einen Fuße war er auch ein wenig beschädigt. Man hätte nun allenfalls wohl so höflich seyn können, einen Menschen nicht weiter zu chikaniren, nachdem er zur Steuer der Wahrheit sich einer augenscheinlichen Todesgefahr unterzogen hatte, und so guten Preißes davon gekommen war; gleichwohl wurde zu Rom diese Probe als unzulänglich erkannt. Der Erzbischof wurde für unschuldig erklärt, und Luitprand begab sich ins Weltelinische. Was damals der heilige Vater den Frommen und Rechtgläubigen mag für ein Aergerniß gegeben haben, daß er in dieser Probe nichts vom Finger Gottes und nichts übernatürliches finden wollte! Aber die Wahrheit zu sagen, wenn man dieses Faktum mit philosophischem Auge untersucht

sucht, wenn man von der Größe des Scheiterhausens etwas abnimmt, und Luitprands Wunden etwas zusezt, wenn man sein Zurückziehn ins Weltelinische als ein Exilium nimmt, zu welchem ihn der Pabst als einen Fanatiker verurtheilte, so wird man nicht weit von der Wahrheit entfernt seyn, zumal wenn man noch dazu nimmt, daß dieses Faktum von Landolf, dem Neffen Luitprands, erzählt wird, dem vermuthlich daran lag, seinen Onkel bey der Geschichte ins vortheilhafteste Licht zu stellen.

Oft wird dasselbe Faktum verschiedenen Personen beygelegt. Baronius erzählt, Cunigunde, Gemahlin des Kaisers Heinrichs des Zweyten, sey des Ehebruchs beschuldigt worden, und habe sich gegen diese Anklage gerechtfertigt, indem sie einige glühende Eisen in die Hand nahm, mit eben der Leichtigkeit, wie man sonst einen Blumenstrauß hält. Andre erzählen diese Probe von der Cunilde, Gemahlin Kaiser Heinrichs des Dritten. Was können aber Geschichtschreiber für ihre Thatsachen für Glauben von uns verlangen, wenn sie nicht einmal über ihre Helden einig sind? Das

beweist, daß mehrentheils die Quellen aus welchen sie schöpften nichts anders waren, als ungewisse Traditionen und Volksmärchen.

Indessen, die alten Geschichtschreiber erzählen eben auch manche Fabeln, und doch dienen diese Fabeln nicht selten, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. So viel ist ausgemacht wahr und sicher, daß in Staatssachen häufig dergleichen Ordalien angestellt wurden, und zwar vor Personen angestellt, welche dabey interessirt waren, und das Recht und die Macht hatten sie aufzuklären. Wenn das nicht wär, woher kämen denn sonst so manche Gesezze dafür und dawider? Unter die erstern gehört das ausdrückliche Capitulare Kaiser Carls des Großen vom Jahr 808.

Ohngefähr funfzig Jahre nach diesem Capitulare, das heißt, zu einer Zeit, in welcher die Gottesurthel im größten Ansehen und am häufigsten im Gebrauche waren, wurde eines veranstaltet, welches vieles Aufsehen erregte, und der Mühe werth ist, daß wir es ein wenig näher betrachten.

Thatbergis, Gemahlin des Königs Lothar, wurde eines blutschänderischen Ehebruchs angeklagt, den

den sie mit einem von ihren Brüdern getrieben haben sollte. Es erboth sich ein Mensch, ihre Unschuld zu erweisen, und machte die Probe mit dem siedenden Wasser, welche zum Vortheil der Königin ausfiel. Die Bischöfe sprachen die Königin frey, und Lothar nahm sie wieder an. Zwey Jahre nachher gestand sie von freyen Stücken das Verbrechen ein, über welches sie durch das Gottesurthel so vollkommen gerechtfertigt worden war. Dem Könige, welcher in seine Concubine Waldrade verliebt war, und der schon längst auf eine Gelegenheit wartete die Thatbergis los zu werden, war dieß ein gefundener Handel: er glaubte ihrs aufs Wort, und ließ seine Ehe durch einige Bischöfe annulliren, welche auf dem zweyten Aachner Concilium die Ordalien für Betrügereyen erklärten.

Sonst macht die Welt eben keine großen Schwierigkeiten, dergleichen Skandale von Damen zu glauben, auch selbst dann, wenn sie sie auch nicht freywillig eingestehn; gleichwohl gab es damals, sonderbar genug, Leute, welche das Eingeständniß der Königin in Zweifel zogen. Ein Beweis, daß man in damaligen Zeiten noch nicht so gallant gegen

die schöne Welt war, wie in unserm aufgeklärten Zeitalter.

Unter diese Ungläubigen gehörte vorzüglich Hinkmar, welcher über Lothars und Thatbergis Ehescheidung einen eignen Traktat schrieb, worin er sie für unrechtmäßig erklärt, und behauptet, man hätte sich bloß an die abgelegte Unschuldsprobe halten, und das nachherige Bekenntniß der Königin gar nicht in Erwägung ziehen sollen.

Die Doktoren, welche sichs durchaus in den Kopf gesezt hatten, die Ehre der Ordalien auf Kosten der gesunden Vernunft zu retten, brachten gar sonderbare Räsonnements zum Vorscheine. Einige behaupteten, der, welcher sich der Wahrheitsprobe für die Königin unterzogen hatte, sey bloß deswegen unbeschädigt davon gekommen, weil die Königin vorher gebeichtet hätte. Andre meinten, die Königin habe cum reservatione mentali geschworen, und habe bey Ablegung des Eides für ihre Unschuld einen ganz andern von ihren Brüdern im Sinne gehabt, mit welchem sie sich nicht vergangen hatte. Hinkmar fiel zwar keiner von diesen Meinungen bey, aber er behauptete immer die Gültigkeit und

Rechtmäßigkeit der Probe. Gleichwohl versagte er einige Zeit nachher dem Mönch Gottschalk, welcher durch eine Synode schuldig befunden war, und sich erboth seine Unschuld durch die Feuerprobe zu beweisen, die Erlaubniß dazu. Entweder hatte sich also sein Glaube an die Ordalien vermindert, oder er fürchtete im Gegentheil das Ansehn und die Untrüglichkeit der Synode zu compromittiren.

Man muß gestehn, daß man sich in den häufigen Streitigkeiten, welche sich damals über die Ordalien unter den Männern Gottes erhoben, einer sehr sonderbaren Logik bediente. Hinkmars Gegner wandten ihm unter andern, als die Rede von der kalten Wasserprobe war, ein: Es sey falsch, daß man die für strafbar und schuldig hielt, die sich über dem Wasser erhielten. Die Gottlosen wären es die untersänken. Zum Beweis beriefen sie sich auf die Sündfluth, und den Tod Pharaonis im rothen Meer. Hinkmar antwortete: Seit das Wasser der heiligen Taufe den bösen Geist versagt habe, könne das nunmehr geheiligte Wasser nichts aufnehmen, was strafbar und unrein sey.

Die bereits angeführten Beyspiele sind, dünkt mich, hinreichend zu beweisen, daß gerade der Grad von Leichtgläubigkeit und Unwissenheit der damaligen Zeiten dazu gehörte, um die Ordalien so lange im Ansehn zu erhalten. Das Alberne davon ist gar zu auffallend.

Es giebt so einfache und so gemeine Mittel, sich vor dem Feuer zu verwahren. Konnten diese denenjenigen nicht bekannt seyn, welche sich der Feuerprobe unterzogen? Ueber dem haben wir weiter oben gesehn, daß das Eisen nach dem Maße der Anklage mehr oder weniger glühend gemacht wurde. Konnte nicht auch das Ansehn oder die Freygebigkeit des Angeklagten dabey einigen Einfluß haben? Oder konnte man nicht über dem Gebete, der Einsegnung, und andern Ceremonien so viele Zeit verstreichen lassen, daß das Eisen hernach ohne Gefahr konnte angegriffen werden?

Nichts leichter und zugleich nichts wahrscheinlicher als das, wenn man in Erwägung zieht, was ich schon weiter oben gesagt habe, daß nur einige Kirchen das ausschließende Recht dieser Proben hatten. Dieß Recht war einträglich; es lag also der

Kir-

Kirche daran das Ansehn der Feuerprobe aufrecht zu erhalten, so wie man noch heut zu Tage aus ähnlichen Ursachen dem Aberglauben die Hand biethet. Würden sonst unsre weisen Regierungen wohl noch Gnadenbilder, Partikeln und Reliquien dulden und sogar schüzzen? Und wenn sie das nicht thäten, würde alsdann nicht mancher Prälat, mancher Bischof und manches Convent um drey bis vier Schüsseln weniger auf der Tafel haben? Aber das ist sehr klug. Kühe, welche viele Milch geben sollen, müssen gutes Futter haben.

Bey der kalten Wasserprobe hatte der Angeklagte eine solche Menge Stricke um sich her, daß diese allein hinreichten, ihn über Wasser zu erhalten. Gewöhnlich wurde diese Probe denen zuerkannt, gegen welche man starke und gegründete Vermuthungen hatte. Der Erfolg fiel also gemeiniglich zu Gunsten des Aberglaubens aus.

Noch muß man in Anschlag bringen, daß die wenigsten Candidaten ein ganzes Publikum interessirten. Man gab sich also selten die Mühe die Wahrheit des Erfolgs zu untersuchen: man nahm ihn wie er kam. Wenigstens hatte man doch ein

ein Wunder mehr gewonnen, und das war gestalten Sachen nach doch immer klarer Profit. Der Feuerprobe kam das vorzüglich zu Statten, denn diese wurde mehrentheils denen Weibern zuerkannt, die man des Ehebruchs angeklagt hatte; ein Verbrechen welches gemeiniglich unter der Menge sehr nachsichtsvolle Richter findet. Ein solches Weib hatte also fast immer nur eine Gegenparthey: ihren beleidigten Mann. Ein Hahnrey wird selten bedauert; immer sind die Lacher auf Seiten der Frau. Wem konnte es also einfallen, sie mit fernern Untersuchungen zu chikaniren, wenn sie die Probe glücklich überstand?

Freylich wird man einwenden, alle die sich der Ordalien unterzogen, kamen doch nicht glücklich davon. Ich antworte: Ein Wunder, welches immer fort dauert, hört endlich auf, ein Wunder zu seyn. Nicht die, welche am unglücklichsten dabey wegkamen, waren gerade die strafbarsten. Es ist so gar sehr natürlich, daß ein Abergläubischer, der sich seiner Unschuld bewußt war, ohne alle Arglist und Vorsicht dabey zu Werke ging, und eben deswegen verunglückte. Ueberdem mußte oft auch die

Probe nach aller Strenge gemacht werden, entweder wenn es dem Candidaten an Credit fehlte, oder wenn seine Ankläger alles mit der größten Genauigkeit selbst untersuchten, damit kein Betrug vorging. Dann verbrannte sich der Angeklagte freylich ganz unvermeidlich: aber es war da noch immer ein Ausweg übrig. Wir haben gehört, daß die Hand des Candidaten sogleich nach der Probe unbesehens in einen Sack gesteckt, und erst drey Tage nachher untersucht und besichtigt wurde. Das also, was sich, wenn man die Hand auf der Stelle besehn hätte, sogleich durch ein formelles Mirakel hätte entscheiden können, wurde nach drey Tagen erst zu einer Art von Augurium, welches man deuten und auslegen konnte, wie man wollte. Die häufigen Betrügereyen und Kindereyen, welche bey diesen Proben vorgingen, machten in der Folge doch, daß die Vernunft wieder in ihre Rechte eintrat, und daß man die Ordalien als Albernheiten und Betrügereyen verwarf.

Jedes Jahrhundert hat seine eignen Narrheiten und Irrthümer; der große Haufen denkt nach dem Genius seines Jahrhunderts: aber wenn der Taumel vorüber ist, so wundert man sich, wie man sich

bis zu einem so hohen Grade konnten irre führen lassen. Aberglaube und Hang zum Wunderbaren waren von jeher die unheilbarsten Seuchen des menschlichen Geschlechts. Einer vom Pöbel — und es giebt in allen Ständen Pöbel — welcher sich einbildet etwas wunderbares, etwas übernatürliches gesehn zu haben, dünkt sich viel besser als andre, dünkt sich ein Auserwählter zu seyn. Die, welchen er seine Erscheinungen erzählt, hören ihm mit der größten Begierde zu, sie verbreiten die Geschichte mit Eifer, um doch auch ein Verdienst dabey zu haben, und die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer, die sie unausbleiblich finden, giebt ihnen eine gewisse Wichtigkeit, die ihnen beynahe eben so wohl thut, als wenn sie selbst die Ehre gehabt hätten, dem Wunder beyzuwohnen. Es giebt Leute, welche sehr oft wunderbare Dinge sehen, weil sie immer nur sehen was sie sehen wollen, und diese sind dann bey ihren Erzählungen die ehrlichsten offenherzigsten Lügner von der Welt. Wenn Fanatismus und Aberglaube bis zu einem gewissen Grade gestiegen sind, so getrauen sich vernünftige Leute entweder nicht zu widersprechen, oder sie nehmen sich die Mühe nicht es zu thun. Gerade das war bey den Ordalien der Fall.

Ein unvertilgbarer Glaube an ein Schicksal, eine geheime Ehrfurcht für dessen Fügungen, ein unüberwindlicher Hang, lieber von der Entscheidung dieses Schicksals als von der Willkühr anderer Menschen abzuhängen, waren von jeher in der Natur des Menschen. Die ältesten Völkerschaften haben ihre Ordalien gehabt. Noch jezt sind sie in den Königreichen Congo, Matamba und Angola sehr gemein. Nicht daß diese Nationen sie von jenen ältern Völkerschaften entlehnt hätten: es giebt Keime der Narrheit, welche allgemein vertheilt sind, welche unter jedem Himmelsstrich, auf jedem Boden und von sich selbst bekleiben und wachsen.

Wenn im Königreiche Thibet zwey Partheyen einen Streit mit einander haben, so werden zwey Steine, der eine weiß, der andre schwarz, in einen tiefen Kessel mit siedendem Wasser geworfen. Beyde Partheyen fahren zu gleicher Zeit mit entblößten Armen in den Kessel, und der, welcher den weißen Stein ergreift, hat den Prozeß gewonnen. Mehrentheils werden beyde zu Krüpeln darüber.

Mancher, der diesen Aufsaz las, wird über den Aberglauben und die Rohheit unserer Vorfahren oft

mitleidig die Achseln gezuckt, und sich glücklich gepriesen haben, daß er in den Zeiten der Aufklärung lebt. Die Zeiten der Aufklärung! Wie schön das klingt!

Wenn einmal unsre Nachkommen nach einigen hundert Jahren auf die Narrheiten, Meinungen, Vorurtheile und Gebräuche unsers Zeitalters einen philosophischen Blick werfen, werden sie es nicht ein wenig unverschämt von uns finden, daß wir uns unterstanden, unsre Vorfahren albern und abergläubisch zu nennen?

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jünger, Johann Friedrich, 1759-1797

Vetter Jacobs Launen

Bd.: 5

Leipzig 1790

P.o.germ. 694 c-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112059-8
VD18 80018866-001